

Thesen zur alten und neuen Schuld der Deutschen

auf dem Hintergrund des Ukraine-Krieges
und des von der Politik verursachten neuen Antisemitismus

von

Tristan Abromeit

Text 174

Mai 2022

www.tristan-abromeit.de

Anhang 3

Text 174.3.1

Unsere Aufgabe in friedloser Zeit

Zehn Jahre Freudschaftheim in Bückeberg

1948 - 1958

Zehn Jahre Freundschaftsheim Bückeberg



Unsere Aufgabe in friedloser Welt

Unsere Aufgabe in friedloser Welt

Zehn Jahre Freundschaftsheim Bückeburg

1948 – 1958

Es ist besser, ein kleines Licht anzuzünden,
als auf die Finsternis zu schelten

Konfuzius

Inhalt

Vorwort	4
Grußworte	5
<i>Wilhelm Mensching:</i>	
Das Freundschaftsheim 1948–1958	12
Nachrufe	36
Das Freundschaftsheim im Urteil der Freiwilligen und Kursteilnehmer	38
<i>Evald Gunnarsen:</i>	
Die Entwicklung der skandinavischen Volkshochschulen....	43
<i>Hans Gressel:</i>	
Von der Verantwortung des Lehrers für die Erziehung zur Freiheit und zum Frieden	50
<i>Friedrich Siegmund-Schultze:</i>	
Das Grundrecht der Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen	55
<i>Waldemar Schröter:</i>	
Atomwaffen und Evangelische Kirche.....	63
<i>André Trocmé:</i>	
Jesus und der Hunger der Welt	65
<i>William R. Hughes:</i>	
Das Heim, auf den Felsen gegründet	68

Vorwort

In der Erscheinung des Freundschaftsheims stehen sittliche Forderung und praktisches Modell in so fruchtbarer Spannung, wie sie in solcher Weise auf dem Gebiet der Friedensarbeit kaum bekannt wurde. Die Hilfe zahlreicher Menschen aus Übersee und vielen Ländern Europas war notwendig und wurde bereitwillig gegeben, um die Friedenssehnsucht in einem Werk wie dieser Wirklichkeit werden zu lassen. Von hier aus kann der Friedensgedanke ausstrahlen, am Denken der Menschen arbeiten und zum rechten Handeln im Sinne unserer Friedensaufgabe führen.

Diese Festschrift kann, recht verstanden, auch abgesehen von dem Anlaß der Zehn-Jahres-Feier des Freundschaftsheims, als kleines Handbuch für unsere Friedenspflicht heute gelesen werden.

Die Reihenfolge der Grußbotschaften ergab sich unabhängig von irgendeiner Rangordnung, weil versucht wurde, einen Sinnzusammenhang zu finden. Deshalb stehen am Beginn jedes Grußwortes Überschriften, die nicht von dem einzelnen Verfasser, sondern von dem Herausgeber der Festschrift gewählt wurden. In ähnlicher Weise erhielten die Briefe der Freiwilligen Leitworte, um den Lesern die Orientierung zu erleichtern. Auch die Zwischentitel und die Berufs- und Amtsbezeichnungen stammen vom Herausgeber.

Möge diese Schrift nicht nur einmal gelesen, sondern beherzigt werden als Ratgeber für die nächsten Schritte, die uns aus der gegenwärtigen Friedensnot herausführen können.

H. Gr.

Grüßworte

Eine Friedensschule in einem Land voller Kriegsschulen

Dem Freundschaftsheim einen herzlichen Gruß aus Anlaß seines zehnjährigen Bestehens!

Es ist bis zur Stunde wohl die einzige Friedensakademie und Friedensschule in einem Land, das leider schon wieder von Kriegsschulen – wie in früheren Jahren und Jahrzehnten – voll ist. Man könnte darüber weinen: Wir wollen uns darüber freuen! Wenigstens an dieser einen Stelle wird nicht nur über den Frieden geredet; hier wird am Frieden gearbeitet und hier wird Friede praktisch unter Angehörigen der verschiedensten Völker und Rassen geübt. Wir können und sollen alle dazu beitragen, daß diese Pflanze der Hoffnung am Leben bleibt und wachsen kann und nicht etwa vom Unkraut erstickt wird.

Wiesbaden

D. Martin Niemöller, Kirchenpräsident

Trümmer und Schutt schreckten nicht

Lob und Dank schulden Landschaft und Volk diesem glaubensstarken Werk. Freundschaft weckend, Freiheit lösend, Frieden und Frohsinn spendend wuchs es heran: In einem Volk, das nur zu oft und verhängnisvoll seine Bedrängnis durch Gewalt zu wenden trachtete, in einer Zeit, die wie nie zuvor die Gewissen mahnt zur Umkehr, in einem provisorischen Teilstaat unseres Volkes, der weiter Politik „der Stärke“ führt.

Parteiungen, Interessenten und Ideologen, ihnen allen zum Trotz wurde der Berg rationaler, berechnender Vormacht angegangen von diesem gläubigen Opfern, Werken und Ausgraben. Trümmer und Schutt von anderthalb Jahrtausenden schreckten nicht, und das Fördergut sind leuchtende Schätze. Freiheit des Christenmenschen, friedvoll freundschaftliche Verbundenheit über alle menschlichen Schranken hinweg, ja über alle Meere und Kontinente, freigelegte hohe Menschlichkeit und unsere, von bedrückenden Irrtümern freigeräumten Gewissen.

Wie käme sonst ich wohl, mit meinem einstigen Beruf, zu der Aufgabe, dem Auftrage, dieses Grüßwort zu schreiben?!

Rehburg Stadt

L. Stummel, Konteradmiral a. D.

Über die Freundschaft

Um Freundschaft geht's im Freundschaftsheim. Um Freundschaft in einer Welt, in der so viel Feindschaft ist. Um Freundschaft in einer Zeit, in der wir Menschen uns immer noch gegenseitig abgrenzen, uns immer noch in Klassen, Rassen, Farben, Nationen und Weltblocks einordnen, uns immer noch

gegenseitig klassifizieren und zensieren, oft genug verurteilen und verdammen.

Um Freundschaft geht's!, und das heißt um Brücken, auf denen wir zueinander kommen, um eine Sprache, in der wir uns miteinander verständigen, um die Liebe, mit der wir einander lieben. „Zueinander“, „miteinander“, „einander“. Jedesmal steckt in diesen Worten der eine und der andere Mensch, und es geht darum, wie der eine mit dem andern ist, und wie er zu ihm ist. Im Neuen Testament heißt es: Seid so zueinander, wie Jesus Christus auch war, wie er zu euch war! Da lernt man Freundschaft. Als Kinder haben wir gesungen: „Der beste Freund ist in dem Himmel – wie Jesus ist der beste Freund!“ Darum nochmal: „wie Jesus Christus auch war.“ Wie er Freund war, so laßt uns Freunde sein! Wie er, der andere, zu uns war, so laßt uns zueinander, einer zum andern sein!

Wie gut, daß es das Freundschaftsheim in Bückeberg gibt, wo so viele „andere“ zueinander kommen können, um „Freunde“ zu werden!

Bethel bei Bielefeld.

D. Ernst Wilm, Präses

Ein Stück geistiger Heimat

Lange Zeit hat die Pfarrgemeinde von Petzen vielen Menschen einen inneren Rückhalt in der Friedenssache gegeben. Vor zehn Jahren konnte das Freundschaftsheim in Bückeberg in erweitertem Maße die Arbeit fortsetzen. Für mich hat sowohl das Pfarrhaus von Petzen wie später das Freundschaftsheim ein Stück geistiger Heimat bedeutet. Die bundesgenössische Arbeit, die dort im Sinne des Versöhnungsbundes getrieben wird, wird von den Mitgliedern des Bundes in allen Ländern dankbar begrüßt. Ebenso ist sich die Arbeitsgemeinschaft Deutscher Friedensverbände bewußt, daß das Freundschaftsheim eine der wichtigsten Pflanzstätten der Friedensgesinnung in Deutschland ist. Möge die dortige Arbeit weiterhin vielen deutschen und ausländischen Freunden gute Dienste leisten.

Dortmund

Prof. D. Friedrich Siegmund-Schultze
Präsident der Arbeitsgemeinschaft Deutscher Friedensverbände

Der Geist menschlicher Hilfe und Frömmigkeit

Mit dem Freundschaftsheim bin ich durch die bekannte englische Quäkerin Elizabeth Howard in Berührung gekommen. Diese edle Frau hatte als Hausmutter eines Quäkerheims in Bad Pyrmont zahlreichen Menschen, besonders auch vielen Deutschen, in den Nöten der Verfolgung geholfen; sie hat u. a. Ernst Reuter, dem späteren Oberbürgermeister von Berlin, den Weg aus dem Konzentrationslager geöffnet. Elizabeth Howard wurde später eine treue Förderin des Freundschaftsheims und besuchte es noch im Herbst 1957 kurz vor ihrem Tode.

Ich selbst habe das Freundschaftsheim im Jahre 1950 in seinen Anfängen kennengelernt und den Eindruck gewonnen, daß dieser Geist echter mensch-

licher Hilfe und Frömmigkeit, der Elizabeth Howard beseelte, auch im Freundschaftsheim eine Stätte gefunden hat. Möge das immer so bleiben und mögen von diesem Heim Ströme helfender Liebe und gegenseitigen Verstehens ausgehen.

Hannover

Theanolte Bähnisch
Regierungspräsident

Im Geiste Gandhis

Es ist für mich eine große Freude, dem Freundschaftsheim in Bückeburg anlässlich seiner Zehnjahresfeier zu Pfingsten ein paar Grußworte zu übermitteln.

Mein kurzer Aufenthalt in Bückeburg im vorletzten Jahr hat bei mir einen großen Eindruck hinterlassen. Ich erinnere mich noch sehr gern an die freundliche Atmosphäre des Hauses und die große Gastfreundschaft von Herrn Mensching. Die Bereitschaft, die jungen Menschen verschiedener Rassen zusammenzubringen, ist so stark, daß sie einen die Angst und den Haß in der Welt vergessen läßt. Die persönlichen Beziehungen finden in diesem Rahmen eine neue Form.

Auch habe ich den Eindruck mitgenommen, daß das Freundschaftsheim im Geiste Gandhis arbeitet und immer die Behauptung vertritt, daß nicht eine Organisation, sondern nur Menschen von großem Format die gegenwärtige Situation der Angst und des Hasses ändern können.

Bonn

Dr. G. K. Mookerjee
Presse-Attaché der indischen Botschaft

Stille und Sammlung

„Die Entwicklung des Freundschaftsheims in der ersten Dekade seines Bestehens muß alle seine Freunde mit tiefer Dankbarkeit erfüllen. Wenn damals nach dem Zusammenbruch vorausgesagt worden wäre, was in zehn Jahren aus jenem unwirtlichen und verwüsteten Fleck Erde werden solle, so hätte man es für einen unrealisierbaren Traum gehalten. Blickt man aber heute auf den gepflegten Garten, der bis zur vorbeiführenden Landstraße sich erstreckt, auf das im Sommer mit mannshohem Getreide bestandene Feld hinter den Häusern und macht man sich klar, wie die treue Arbeit vieler Menschen aller Länder, die sich bewußt zu einem Friedensdienst bekannten, unter fachkundiger und hingebender Leitung diese Wandlung vollbrachten, dann denkt man an die Friedensverheißung des Propheten Jesaja: „Die Schwerter sollen in Pflugscharen verwandelt werden.“

In dieses wahre Heim des Friedens und der Freundschaft dringt von der Landstraße her das Geräusch des lärmenden Verkehrs der heutigen Zeit. Und doch ist in seinen drei Häusern Stille und Sammlung; trotz der unmittelbaren Nähe des pulsierenden Lebens liegt hier eine abgeschlossene Insel aus einer anderen Welt. Auch das scheint symbolisch das Ziel der Freundschaftsheimarbeit auszudrücken: nicht zur Weltflucht will sie führen, sondern in Verbindung mit dem Leben – ja in das Leben hinein möchte sie wirken aus einer Kraft, die man in der Stille findet.

Möge nun, wo die äußeren Bedingungen sich bisher so glücklich entwickelt haben – dank dem Segen, der darauf geruht hat, dank dem opferbereiten Verständnis treuer Freunde, dank der rastlosen Hingabe unseres Freundes Wilhelm Mensching, seiner ständigen Mitarbeiter und vieler freiwilliger Helfer – sich immer mehr die eigentliche Idee des Schöpfers des Freundschaftsheimes erfüllen: Daß immer mehr Menschen aus dem Bewußtsein der uns allen aufliegenden Verantwortung für die Sicherung des Friedens hierher kommen zur eigenen Vorbereitung und Vertiefung für ihre praktische Friedensarbeit, und mögen sie nicht nur aus dem Ausland kommen, sondern vor allem aus Deutschland, damit hier in gemeinsamer geistiger Arbeit die Grundlagen und die Durchführung einer Politik ohne Waffen geklärt werden.

Möchten dann alle diese Menschen befähigter nach Hause zurückkehren, um in ihrem Alltagsleben die Friedenshaltung selbst vorzuleben und sie so durch immer größere Ausstrahlung im öffentlichen Leben wirksam zu machen.

Berlin

Margarethe Lachmund

Schreiberin des Ausschusses für Friedensarbeit

der Religiösen Gesellschaft der Freunde (Quäker) in Deutschland

Denken und Tun

Das Freundschaftsheim ist vielen zum Leuchtturm und Wegweiser in dunkler Zeit geworden – eine Brücke zwischen Gestern und Morgen, kühn und immer neu erbaut aus Ehrfurcht vor dem Lebendigen, Richtunggebend der geistigen Überlieferung und aus Feingefühl für das Kommende und Not-Wendige; ein Ort der Aufgeschlossenheit und der menschlichen Begegnung der Verschiedenen, dennoch gemeinsam nach Wahrheit Suchenden; eine Stätte, an der im Sinne Goethes „Denken und Tun“ zusammengehören und wirken wie „Einatmen und Ausatmen“.

Möge das Werk noch während vieler Jahrzehnte im Geiste seines Urhebers fortdauern, Kräfte des menschlichen Mit- und Füreinander weckend, sammelnd und ausstrahlend, und die leitende Hand seines Gründers ihm noch lange erhalten bleiben.

Saanen, Schweiz

Dr. Elisabeth Rotten

Vizepräsidentin des Weltbundes für Erneuerung der Erziehung

Wir Menschen sind Brüder

Zehn Jahre – ist es wirklich schon so lange her, daß das Heim gegründet wurde? Zehn Jahre, seit ich mit teilnehmender Teilnahme an den ersten Besprechungen und aus meinen damaligen amtlichen Möglichkeiten heraus Wege zu weisen versuchte, an Stellen heranzukommen, die helfen konnten, die ersten Schwierigkeiten zu überwinden?

Zehn Jahre sind eine kurze Zeit, wenn ein Werk gefestigt dasteht; sie werden lang, wenn Stein auf Stein geschichtet werden mußte wie hier,

wenn immer wieder Unsicherheit und Sorgen zu überwinden sind. Aber das Werk, das Wilhelm Mensching im festen Vertrauen auf göttliche Fügung begann, hat sich bewährt.

Drei freundliche Häuser, in Grün gebettet, grüßen vom Hang herunter, viel fröhliches Leben hat sich hier entfaltet, viele ernste Aussprachen wurden geführt, und innerlich reich beschenkt, nachdenklicher geworden, toleranter vieles sehend, gingen die Gäste des Hauses zurück in ihren Alltag – denn was auch an Belehrung angeboten wurde, es war immer durchdrungen von dem Leitmotiv der gesamten Arbeit: „Wir Menschen sind Brüder; das Verbindende ist stärker als das Trennende.“ Im schönsten Sinne des Wortes hat dieses Heim erfüllt, was sein Name wie ein Programm aussprach: es ist ein Freundschaftsheim geworden.

Hannover

Prof. Katharina Petersen
Ministerialrätin a. D.

Der „Feind“ als Freund

Wenn man heutzutage mit schwedischer Jugend über die Frage der Abrüstung spricht, kann man oft viel Verständnis dafür finden. Aber allzu oft liegt darunter eine Haltung der Resignation, ein Empfinden, daß es uns nur noch übrig bleibt, uns zu unterwerfen. Als kleines Volk können wir das Wettrüsten einfach nicht länger mitmachen. Die Kapitulation wird uns aufgezwungen.

Ich bin sehr dankbar, daß mir u. a. im Freundschaftsheim klar geworden ist, was an dieser Haltung fehlt. Es fehlt der Geist des gewaltlosen Widerstandes, der unerbittliche Wille, nicht zu kapitulieren, auch wenn man keine Gewalt benutzen kann. Es fehlt der aufrecht gehaltene Kopf.

Aber es fehlt auch die ausgestreckte Hand. Es fehlt die Selbstverständlichkeit, mit der ein Mensch des Friedens auch den „Feind“ als Freund betrachtet. Es fehlt die Brüderlichkeit, die von selbst das Wort Kapitulation sinnlos macht und uns immer als Menschen unter gleichberechtigten Menschen leben läßt.

Möge das Freundschaftsheim diese Leitgedanken vielen jungen Menschen zeigen, und so seine segensreiche Arbeit weiterführen können.

Forsa, Schweden

Gunnar Sundberg

Für eine wachsende Schar junger Menschen

Friede ist ein Zustand harmonischer Ordnung. Um Frieden zu erlangen, müssen wir harmonische Ordnungen in allen Lebensbereichen schaffen. Harmonische Ordnung in der Außenwelt kann aber nur bauen helfen, wer im eigenen Innern geordnet und ausgeglichen ist.

Seit nunmehr 10 Jahren vermittelt das Freundschaftsheim das geistige und seelische Rüstzeug für bessere Friedensarbeit. Mehr Wissen, mehr Verständnis, mehr Achtung vor dem Andersgearteten, vor allem aber mehr Ehrfurcht und Gesittung: Daß menschliche Begegnung, geistige und körperliche Arbeit in der Gemeinschaft sich wechselseitig ergänzen und für eine

wachsende Schar junger und verantwortungsbewußter Menschen bereichernd, beglückend und wegweisend miteinander verbinden, ist unser Wunsch und unsere Hoffnung für die Zukunft des Heims.

Hamburg

Heinrich Carstens
Präsident des Internationalen Zivildienstes
(Service Civil International)

Eingeübt für den unmilitärischen Einsatz

Einen Teil meiner „Rekrutenausbildung“ im Kampf um den Frieden habe ich im Pfarrhaus Petzen, in den Nissenhütten und dem wachsenden Freundschaftsheim erfahren. Zum Wertvollsten, was ich damals aus Amerika empfangen habe, gehört Milton Mayers demokratische Botschaft von der Souveränität des gewissenhaften Staatsbürgers, die es notfalls auch gegen die eigene Regierung zu behaupten gelte. Was ein anständiges Soldatentum in der Vergangenheit einmal an Zucht und Bereitschaft verwirklichte, lernten wir nun ohne militärische Waffen in einer Welt versuchen, die dem Waffenkrieg das Ethos genommen hat. Wir wurden eingeübt für den unmilitärischen Einsatz im psychologischen, ideologischen, wirtschaftlichen, politischen und militärischen Bereich des totalen Krieges an den Stellen, an denen die positiven Entscheidungen fallen. Pastor Mensching hat uns vorbereiten helfen für die schweren Zeiten, die vor uns liegen. Ihm und seinem Werk sei dafür Dank gesagt.

Dortmund

Dr. Nikolaus Koch
Direktor der Pädagogischen Zentralbibliothek Westfalens

Mehr Freundschaftsheime!

Zehn Jahre lang hat das Freundschaftsheim Menschen verschiedener Nationalität, Rasse und Gesinnung zusammengeführt zu gemeinschaftlicher Arbeit: zu körperlichem und geistigem Einsatz für die Sache der Völkerverständigung und des Weltfriedens. In unserer Zeit der Spaltung und Entfremdung, in der die Welt nach Frieden schreit, die meisten es aber bei Wünschen und Worten bewenden lassen, ist dies ein konstruktiver und beispielgebender Beitrag, durch den Goethes Wort verwirklicht wird: „Klarheit nötigt zur Einsicht, Einsicht erschafft Duldung, Duldung ist die einzige Vermittlerin eines in allen Kräften und Anlagen tätigen Friedens.“ Der Gedanke des Freundschaftsheimes mag einfach erscheinen; seine Durchführung erfordert Gottvertrauen, Opferbereitschaft und dauernde Anstrengung. Wilhelm Mensching und seine Helfer können mit Genugtuung auf das Geleistete und mit Hoffnung in die Zukunft blicken. Ich wünsche ihnen weiterhin Segen und Erfolg. Möge der Tag bald erscheinen, an dem die Welt nicht nur ein Freundschaftsheim besitzt, sondern viele solche Heime, eines in jedem Lande, Stätten, an denen Klarheit, Einsicht und Duldung herrschen und der Friede der Welt gefördert wird.

Woodbrooke College, England

Dr. Konrad Braun

Wenn die wirklichen Maßstäbe gebraucht werden

Mit diesen Worten möchte ich das Freundschaftsheim anlässlich seines zehnten Geburtstages grüßen. Nietzsche erklärte einmal, daß alle großen Bewegungen auf Taubenfüßen kommen. Wenn die Maßstäbe der Geschichte, die wirklichen Maßstäbe, gebraucht werden, würde mein Urteil so lauten, daß nicht nur Deutschland, sondern Europa und die Welt, die zwischen gutem Leben in gegenseitiger Verantwortlichkeit oder der Zerstörung die Wahl haben, gerettet werden können wegen dieses kleinen Zentrums, aus dem die Samen des Friedens täglich ausgestreut werden, und wo die besten von denjenigen, die für den Frieden arbeiten wollen, sich treffen dürfen, um ihre Träume zu teilen und sich für die Aktion zu rüsten.

Das Heim ist so wertvoll, daß es, wenn es nicht da wäre, geschaffen werden müßte, weil es lebensnotwendig ist; wir brauchen noch hundert solcher Friedenszentren in allen Ländern der Welt. Wir danken Gott für das Heim, für seine Mitarbeiter, seine Arbeit und für die Möglichkeiten der Zukunft, die uns gehört.

Haverford College, USA

Douglas V. Steere

Prof. der Philosophie

Präsident des amerikanischen Versöhnungsbundes

Zum Heil der kranken Welt

In Zeitungen und Gesprächen wird die heutige Welt oft mit einem kranken Körper verglichen. Es gibt leider zuviel Leute, die sich einbilden, daß sie die Kenntnis und die Berufung der Ärzte haben. Sie reden und reden über die kranke Welt und über die Maßnahmen, die man ergreifen sollte und über die Frage, ob die Krankheit schon tödlich sei, aber es geschieht auf diesem Wege nichts zur Heilung.

Was nottut, sind nicht eingebildete Ärzte, sondern, sagen wir, gesunde Blutkörperchen. Das Freundschaftsheim bei Bückeburg ist eine gesegnete Stätte, wo diese gesunden Blutkörperchen gebildet werden zum Heil der kranken Welt. An dieser Art Arbeitsstätten für Frieden, echtes Menschsein und internationale Verständigung werden die Krankheiten unserer zerrissenen Welt genesen.

Wir hoffen für die nächste Zeit, daß das Freundschaftsheim gesegnet werde und Segen verbreite und zum Vorbild ähnlicher Bildungsstätten in der Welt wird, und freuen uns deswegen bei der Gelegenheit der Zehnjahresfeier zusammen mit den Freunden des Freundschaftsheims auf der ganzen Erde.

de Bilt, Holland

J. de Graaf

Prof. für christliche Ethik in Utrecht

Präsident des Versöhnungsbundes in Europa

Wilhelm Mensching

Das Freundschaftsheim 1948–1958

Die Entstehung und Entwicklung einer internationalen
Friedensschule in Deutschland

Vorbilder und Anregungen

Pfingsten 1946, also ein Jahr nach dem Ende des zweiten Weltkrieges, stand der französische Pfarrer André Trocmé auf der Kanzel unserer vollbesetzten, sehr alten Kirche in Petzen. Er hatte als Kind oft seine Ferien in diesem niederdeutschen Dorfe zwischen Bückeberg und Minden an der Weser, der Heimat seiner deutschen Mutter, verlebt. Sein Großvater und sein Urgroßvater waren lange Jahrzehnte hindurch Pfarrer in Petzen gewesen.

Er sprach von seiner Gemeinde Le Chambon sur Lignon in Südfrankreich. Sie war eine Zuflucht für viele Menschen geworden, die ihre Heimat in Italien, Spanien, Deutschland und anderen Ländern verloren hatten, als sie unter die Herrschaft von Mussolini, Franco oder Hitler gerieten. Sie hatte für die Kinder dieser Flüchtlinge Schulen und Heime gebaut. Sie rettete u. a. 300 verfolgten Juden das Leben. Sie schützte dann ebenfalls



Pastor Wilhelm Mensching, der Gründer des Freundschaftsheims

die besiegte deutsche SS vor der Rache der französischen Widerstandskämpfer. André Trocmé, der selbst in ein Konzentrationslager gebracht worden war, und dessen Vetter wegen der Fürsorge für die Verfolgten verschleppt und getötet worden war, nannte das Verhalten seiner Gemeinde „christlichen Gandhismus“ und forderte uns auf: „Ihr müßt auch in Deutschland einen Mittelpunkt für Versöhnung und Friedensarbeit schaffen. Und das sollte hier geschehen, weil hier eine solche Arbeit von der Bevölkerung getragen wird“. Dieser Ruf wurde der Anstoß zur Gründung des Freundschaftsheim. Er fand vor allem bei der Jugend starken Widerhall. Er war wie ein Samenkorn, das in aufnahmebereiten Boden fällt.

Im Spätsommer 1945 waren bereits englische Quäker gekommen, um sich der überaus vielen Nichtdeutschen, Frauen und Männer, anzunehmen, die unter der Herrschaft des Nationalsozialismus zur Zwangsarbeit nach Deutschland verschleppt waren und nun versorgt und heimgebracht werden mußten. Diese englischen Quäker waren zugleich von dem Wunsche beseelt, auch den Deutschen zu helfen. Die meisten von ihnen waren junge Kriegsdienstverweigerer und schlossen schnell Freundschaft mit deutscher Jugend, die den Frieden suchte. Ein älterer Mann mit reicher Lebenserfahrung war William Hughes. Er hatte sich in beiden Weltkriegen in jeder ihm nur möglichen Weise um das Wohl der deutschen Kriegsgefangenen in England bemüht. Jetzt nach dem zweiten Weltkriege ging er in die Lager der internierten Nationalsozialisten, lebte dort mit ihnen zusammen und erleichterte verständnisvoll ihr Los, wo er nur konnte. Er gewann tiefe Einblicke in die wirkliche Lage in Deutschland. In der ersten Nacht, die er in unserem Hause verbrachte, wurde das Nachbarhaus zum fünften Male von einer Bande ehemaliger Zwangsarbeiter geplündert. Er besuchte auch die russische Zone und veröffentlichte in seinem Buche „Those Human Russians“ „Diese menschlichen Russen“, (Tatsachenberichte, die ehrlichen Verständniswillen bekunden und wecken können, verlegt und mit einem Vorwort eingeleitet von Victor Gollancz, London 1950).

Im Februar 1946 überraschte uns Dr. John Nevin Sayre aus USA, Vorsitzender des „Internationalen Versöhnungsbundes“. Er hatte eine größere Anzahl von Milchkühen von Amerika nach Prag gebracht für die darbenenden Kinder dort und sich dann auf abenteuerlicher Fahrt zu uns durchgeschlagen. Nach seiner Heimkehr veranlaßte er, daß die „Episcopal Pacifist Fellowship“ (die pazifistische Gruppe der bischöflichen Kirche), der er angehörte, unsere Gemeinde adoptierte und ihr 1600 Paar Schuhe sowie große Mengen getragener und neuer Kleidung, Wäsche, Unterzeug, Seife, Lebertran und andere wichtige Dinge sandte. Eine Flüchtlingsfrau aus Schlesien, die in unserer Gemeinde Aufnahme gefunden hatte und nun u. a. ein gutes Kleid aus dieser Spende erhielt, sagte: „Würden wir auch wohl so an unseren Feinden handeln? Die Menschen, die uns diese guten Sachen schicken, müssen es doch mit den Lehren Jesu ernst nehmen.“ Viele Empfänger der Spenden meinten: „Wir müssen doch irgendwie danken! Wenn die Geber dort drüben so viel für den Frieden um Jesu willen tun, dann müssen wir doch auch etwas dafür tun!“

Ein junger amerikanischer Ingenieur, George Hogle, der Mitglied des Versöhnungsbundes und der Episcopal Pacifist Fellowship war, lebte viele Monate lang unter uns. Er hatte aus Gewissensgründen den Militär-



Georg Hogle

dienst verweigert und sich stattdessen für Ausgaben zur Vertugung gestellt, die mit Gefahr verbunden waren und Hingabe erforderten, aber nicht Zerstörung und Haß ausbreiteten wie Krieg und Kriegsrüstung. Er hatte sich z. B. mit getänrlichen Krankheits-erregern inizzieren lassen, um sich für Behandlungsversuche und Forschung zur Vertugung zu stellen. Seine Gesundheit war nicht gut, als er mit dem Quakerhilfsdienst zum Wiederaufbau nach Deutschland kam, und solange er bei uns wohnte. Sein freundliches, dienstbereites Wesen verschaffte ihm überall Eingang. Vor allem gewann er sofort die Herzen aller jungen Menschen, die wie er für die ernsteren Fragen des Lebens offen waren.

Durch Begegnungen und Erlebnisse solcher Art waren viele Menschen in und um Petzen vorbereitet, als André Trocmé aufrief, einen Mittelpunkt für Friedensarbeit zu schaffen.

Die Idee der Friedensschule

Trotzdem vergingen noch gut zwei Jahre, bevor es zur Gründung des Freundschaftsheims kam. Wenn man mich aufforderte oder gar wieder und wieder jugendlich stürmisch drängte, die Anregung zu verwirklichen, dann konnte ich immer nur bedenkenvoll zögern und mit Vorfragen erwidern: Wie soll denn ein solcher Mittelpunkt für Friedensarbeit aussehen? Was soll dort tatsächlich getan und erstrebt werden? Wer macht klar durchdachte und sinnvolle, durchführbare Vorschläge? Gibt es Vorbilder dafür? Wo sind die Menschen und die Mittel; die unerläßliche Vorbedingungen bilden? Sind nicht schon allerlei Gründungen von „Friedensakademien“ und ähnlichen Vorhaben bald lebensunfähig wieder eingegangen?

Alfons Paquet hatte, bevor sein Leben während eines Bombenangriffs auf seine Heimatstadt Frankfurt am Main am 8. Februar 1944 zu Ende ging, als Berichterstatter die westlichen Länder, einschließlich Nordamerika bereist, aber auch lange in Moskau gelebt und Asien vom Mittelmeer bis zum Stillen Ozean kennen gelernt. Er war ein Mann, der die Wirklichkeit sah, auch die verborgene innere wußte. Er verpflichtete sich schließlich, in der „Religiösen Gesellschaft der Freunde“, d. h. bei den Quäkern mitzuleben und mitzuarbeiten. Unvergeßlich ist mir sein Vortrag aus der Zeit des Nationalsozialismus „Wohin führt uns Jesus Christus?“ (Quäker-Verlag, Bad Pyrmont). Er erkannte und betonte die Notwendigkeit von Friedensausbildung und Friedensschulen. Er schrieb:

„Den Frieden lehren! Den Frieden leben!“

Es gibt unzählige Kriegsschulen und sehr feine Lehrbücher der Kriegskunst. Jede Armee ist nicht nur eine Masse bewaffneter Männer, sondern auch ein Schulapparat, um ständig Tausende von Männern in Krieger zu verwandeln. Demgegenüber gibt es keine Schulen des Friedens, die lehren, welche Arten von Frieden gut und dauerhaft sind und welche nicht, und die daneben auch Männer von Stahl erziehen, deren Verstand, deren praktisches Können und deren Ehrgeiz auf das Überwinden von Schwierigkeiten ohne Krieg gerichtet sind . . . Vor allem lebt ein Bedürfnis nach solcher Belehrung in großen Teilen der Jugend vieler Länder, die ein Gefühl dafür hat, daß die Lehre des Krieges eine allzu breite, bequeme, tödliche Straße geworden ist. Den Frieden zu lehren, ist die wichtigste Aufgabe jeder Erziehung; aber in den wenigsten Teilen der Welt wird sie erfüllt . . .

Jesus lebte Frieden. Griechen, Hindus, Chinesen können ähnlich von ihren großen Männern sprechen, die Frieden gelebt haben. Es ist natürlich für jene, die Frieden lehren wollen, wichtig, von den Männern und Frauen zu wissen, die auch in unruhigen und gefährlichen Zeiten Frieden gelebt haben. Es ist nicht unwichtig, zu untersuchen, wie es kam, daß gerade diese Menschen immer wieder Lehrer der Menschheit genannt werden, obwohl die meisten von ihnen Mißerfolg hatten. Es gab edle, stolze Männer, die Krieg gelebt haben; einzelne von ihnen haben die Völker zu großen Erfolgen geführt, denn sie wußten, Begierden zu wecken, die rasch zum Ziele führen, darüber hinaus aber auch ins Unglück . . . Die meisten Menschen, die den Schatz des Friedens kennen und wissen, wie er nicht nur die Masse der Menschen erfreuen, sondern auch Führer und Helden in ihr erwecken kann, sind in philosophischer und staatsmännischer Beziehung Laien. Aber sie wären ohne Ausnahme begeisterte Schüler einer Wissenschaft, die ihnen sagt, wie man die Arten des Friedens und ihre Verkündiger erkennen und Fähigkeiten üben kann, die stärker sind als Gewalt.“

Der Richtigkeit und Dringlichkeit solcher Gedanken konnte ich mich nicht verschließen: Ja! Wir brauchen Friedensschulen oder Ausbildungsstätten für den Frieden und die Friedensarbeit. Wir brauchen sie weit dringender als Kriegsausbildung und Kriegsschulen.

Das Beispiel der Ashrams

In den Jahren 1919 und 1920 hatte ich in Indien erlebt, wie Gandhi sein Volk zum Freiheitskampf aufrief, zugleich aber die in den westlichen Völkern übliche militärische Kampfweise, Rüstung und Ausbildung ablehnte. Er nannte es jedoch einen „himalayamäßigen Fehler“, in einen solchen unmilitärischen Kampf Menschen ohne genügende Ausbildung dafür hineinzuführen. Er ließ es sich ernst angelegen sein, daß seine Satyagrahis, seine Freiwilligen, wirklich zu „Menschen von Stahl“ erzogen wurden, die für die Überwindung sozialen, religiösen oder politischen Unrechts hohe Opfer

brachten, auch das der eigenen Gesundheit und des eigenen Lebens, aber niemals den Gegner unbrüderlich behandelten. Gandhis Ashrams waren „Schulen des Friedens, die lehren, welche Arten Frieden gut und dauerhaft sind und welche nicht, und die daneben Männer von Stahl erziehen, deren Verstand, deren praktisches Können und deren Ehrgeiz auf das Überwinden von Schwierigkeiten ohne Krieg gerichtet sind“.

Was aber ließ sich von solchem indischen Vorbild auf unsere Verhältnisse anwenden und was nicht? Gab es in den Ländern des Westens kein Vorbild einer Ausbildungsstätte für Friedensarbeit?

Neue Anstöße durch Quäkerhochschulen und skandinavische Volkshochschulen

Bereits im Jahre 1946 riefen mich Einladungen nach Skandinavien und England. Als Deutscher begegnete man dort noch viel Verbitterung. Um so wichtiger wurde mir dadurch die Aufgabe, Brücken zwischen verfeindeten Völkern und Gruppen zu bauen und für den Frieden und die Überwindung des Krieges, der solchen Haß säte, zu arbeiten. Ich lernte in England und Dänemark nicht nur haßfreie Friedensfreunde, sondern auch „Schulen des Friedens“ kennen. Mit vollem Recht verdient diesen Namen die Quäkerhochschule Woodbrooke bei Birmingham in England. Ich lebte dort rund 2 Monate unter Menschen aus vielen Völkern und verschiedenen Rassen, Religionen, Parteien und Klassen. Ein reger geistiger Austausch ergab sich. Der Blick für andere Verhältnisse, Kulturen und Anschauungen und das Verständnis für die Mannigfaltigkeit unter den Menschen weitete sich. Auch dauernde Freundschaften wurden geschlossen. Die Lehrer der Hochschule waren gute Fachwissenschaftler, denen die Sicherung des Friedens sowie die Erforschung und Beseitigung der Kriegsursachen aufrichtiges Anliegen waren. Hinzu kamen zahlreiche Gastlehrer aus allen Erdteilen.

Etwas Ähnliches suchte die Internationale Volkshochschule von Peter Manniche in Helsingör (Dänemark) zu bieten. Ausgesprochene „Schulen des Friedens“, im engeren Sinne sind die meisten Volkshochschulen in Skandinavien freilich nicht. Sie haben aber doch wesentlich dazu beigetragen, daß Skandinavien die friedlichste Provinz Europas geworden ist. Sie vermitteln vor allem der Landbevölkerung eine höhere Kultur, ein größeres Wissen, klarere Einsicht und Urteilskraft, bessere staatsbürgerliche Bildung. In Dänemark besucht z. B. wenigstens jeder vierte Angehörige der Landbevölkerung monatlang eine Volkshochschule, und das wirkt sich auch in wirtschaftlicher und politischer Beziehung günstig aus, während im übrigen Europa das Bauerntum und Landvolk mehr oder weniger das vernachlässigte, unterentwickelte Gebiet ist und darum so leicht Führern wie Hitler nachläuft.

Sollten wir versuchen, in Deutschland eine Volkshochschule nach dänischem Vorbild oder gar von der Art Woodbrookes als Mittelpunkt der Friedensarbeit zu schaffen? Wo aber sollten wir die dafür nötigen Mittel und – Menschen finden? Und gingen aus diesen europäischen Schulen des Friedens „Männer von Stahl“ hervor wie aus Gandhis Ashrams?

Die Wegbereiter des Freundschaftsheimes

Kurz vor Weihnachten 1947 ließ mir jemand von den „kleinen Leuten“ unserer Gemeinde ein paar hundert Mark „für Friedensarbeit“ überreichen. Ich war sehr überrascht. Der Geber war einer der stillsten Menschen, der nie hervortrat. Ich hatte keineswegs geahnt, daß die Arbeit für den Frieden für ihn ein so ernstes Anliegen war, wie diese Gabe bekundete, der er übrigens weiterhin immer neue größere Hilfe folgen ließ. Als ich ihm einmal meine Verwunderung darüber aussprach, erwiderte er: „Was haben wir alles für den Krieg opfern müssen! Und was wurde aus unseren Opfern? Sollten wir da nicht für den Frieden noch viel mehr aus freiem Willen opfern?“

Diese Weihnachtsgabe 1947 brachte den Stein ins Rollen. Ich mußte mein Zögern aufgeben. Wenn die Dringlichkeit der Friedensaufgabe im schlichten Volke so stark empfunden wurde, konnte ich mich ihr nicht entziehen.

Am 1. Januar 1948 versammelten sich im Pfarrhause in Petzen 40 Menschen, die einmütig den Wunsch äußerten, die Anregung von André Trocmé zu verwirklichen, und die dann über die Ausführung berieten. Sie waren bis auf wenige Ausnahmen „Volk“, Arbeiter, Bauern, einfache Frauen. Vielen von ihnen hatte der Krieg Sohn, Vater, Mann, den Verlobten oder auch eine Tochter oder sonst einen lieben Nächsten geraubt.

An die Spitze trat Staatsrat Heinrich Bövers, der höchste Beamte unseres damaligen „Landes“ Schaumburg-Lippe, das inzwischen als Kreis in Niedersachsen einverleibt wurde. Heinrich Bövers und ich waren entfernte Vettern, Bauernsöhne aus einander benachbarten Dörfern. Besonders enge Freundschaft verband uns, als der Nationalsozialismus herrschte. Er brachte Heinrich Bövers Absetzung, Verarmung, Vereinsamung und zeitweilige Haft und Verschickung zur Zwangsarbeit. Der ertrug alles in seiner ruhigen, gelassenen, sachlichen Art, gestärkt durch verhaltene Frömmigkeit und Musik – er spielte meisterhaft Geige. Die letzten Tiefen in ihm aber wühlte der Schmerz um den Sohn auf, den der Krieg ihm entriß. Mit allen, die ähnliches erlitten hatten oder von ähnlichem bedroht waren, fühlte er tief mit. Nach dem Zusammenbruch des Nationalsozialismus und Deutschlands wurde er Staatsrat, seelisch tief leidend und durch Krebs schon baldigem Tode geweiht. Die Sicherung des Friedens aber war ihm seine letzten Kräfte wert. Ich habe nur einmal erlebt, daß er in der Öffentlichkeit erregt wurde – als jemand durch „fromme“ Worte die menschliche Schuld am Kriege verharmloste.

Im Februar 1948 lud Heinrich Bövers in seine Wohnung in Bückeberg einen kleineren Kreis zur endgültigen Beratung über den Aufbau eines Mittelpunktes für Friedensarbeit. Vertreten waren Arbeiter und Bauern, Akademiker, Juden und Pfarrer, Frauen und Männer, Menschen verschiedener Parteien und Herkunft, einig darin, daß sie aufrichtig und ernst um die Sicherung des Friedens, wenn auch auf verschiedene Weise, bemüht waren und einander achteten.

Am 17. März 1948 wurde der Verein Freundschaftsheim gegründet und seine Eintragung beim Amtsgericht Bückeberg beantragt. Zum dritten Vorstandsmitglied wurde der Kleinbauer Heinrich Deereberg gewählt. Er stand schon lange im öffentlichen Leben und war überall als Vorkämpfer für den Frieden bekannt. Dabei genoß er nicht nur größtes Vertrauen bei

den Friedensfreunden und in seiner sozialdemokratischen Partei, sondern auch bei politischen und weltanschaulichen Gegnern. Er war u. a. schon vor 1933 Mitglied des Landtags und der Synode; und nur seine unbedingte, stets wiederholte Weigerung verhinderte, daß er Landrat unseres Kreises wurde.

Die Urkunde über die Gründung des Vereins trägt ferner die Unterschrift eines Studienrates, eines Arztes, eines Reichsbahnobersekretärs, eines Ober-schaffners und zweier Frauen.

Einer von ihnen, der Obersekretär Heinrich Schaper, übernahm die Kassenführung. Sein einziger Sohn war „vermißt“, ein unfreiwilliges, bitterstes Kriegsoffer. Um Mittel für die Aufgabe, die vor uns stand, zu bekommen, sandten wir ein Blatt „Friedensopfer statt Kriegsoffer!“ an einen größeren Kreis von Bekannten. Und es kam Geld. Aber am 20. Juni 1948 folgte die sogenannte „Währungsreform“ und entwertete die Gaben. Es blieben uns 500 DM. Was ließ sich damit anfangen? Wir aber hatten gerade angefangen – und zwar angefangen, zu bauen.

Aus wüstem Land . . .

Vom Stadtrande Bückeburgs steigt die Straße nach Minden auf einen Hügelrücken, der sich westlich zieht und Weinberg heißt, im Volke aber auch noch der Galgenberg genannt wird. Altersgenossen, die in Bückeburg aufgewachsen sind, erzählten mir, sie hätten dort als Jungen noch Knochen der Hingerichteten ausgegraben. Oben auf dem Hügel steht eine alte Windmühle ohne Flügel, die nach dem zweiten Weltkriege Flüchtlingen als Unterkunft diente. Das altersschwache „Gießhaus“ daneben und Gräben, die nun mit Schutt zum großen Teile gefüllt sind, erinnern noch an die „Stückgieberei“, die Graf Wilhelm vor 200 Jahren hier anlegte. Er war ein großer Artillerist, Zeitgenosse und Verehrer des Preußenkönigs Friedrich II. und großbritannischer Generalfeldmarschall, kämpfte in Portugal und im Siebenjährigen Kriege u. a. in der Schlacht bei Minden. Er baute große Festungswerke bei Hameln und die „uneinnehmbare“ künstliche Insel Wilhelmstein im Steinhuder Meere. Er führte in seinem kleinen Ländchen die allgemeine Militärpflicht ein, lange bevor Frankreich in der Revolutionszeit und dann immer mehr Staaten das gleiche taten. Er richtete eine Kriegsschule ein, in der auch Scharnhorst ausgebildet wurde.

Auf dem westlichen Teile dieses Hügelrückens begann der Verein Freundschaftsheim am 1. Juni 1948 eine Nissenbaracke zu errichten, die Mr. Tom Williamson von der Jugendabteilung der Militärregierung in Hannover in warmem Interesse an unserer Arbeit zur Verfügung stellte. Ein schlechteres Stück Land fand sich ringsum nicht. In jener Zeit höchster Geldentwertung kurz vor der Währungsreform, als man für Geld nichts haben konnte, suchte jedermann sich wenigstens etwas Land für einen Garten zu sichern. Viele Flüchtlinge mehrten den Landhunger. Aber der Hügelrücken des Galgenberges, auf dem das Freundschaftsheim gebaut wurde, war so schlecht, daß keiner es haben wollte. So wurde niemand etwas Wertvolles weggenommen, aber Unland urbar und wertvoll gemacht. Dichtes Dornestrüpp und Unkraut wucherten um verlassene Ziegeleigruben und Steinbrüche. Gegen Ende des zweiten Weltkrieges war eine Artilleriestellung mit tiefen Bunkerlöchern

und Schützengräben auf dem Hügel gebaut worden, der einige Jahre vorher Teil eines Truppenübungsplatzes geworden war. Gleich nach Ostern 1945 wurde hier gekämpft, und die Leichen von 6 deutschen Soldaten wurden hier verscharrt, bis sie später mit 16 anderen auf dem Friedhof in Petzen beigesetzt wurden.

Nun ergab es sich, daß gerade auf dieser alten Hinrichtungsstätte, auf diesem Hügel, wo die Geschütze gegossen waren für den Feldherrn, der die allgemeine Militärflicht eingeführt hatte, und wo noch Schützengräben an die Kämpfe des letzten Weltkrieges erinnerten, eine Ausbildungsstätte für Friedensarbeit gebaut werden sollte.

Im Mai 1948 sicherten uns Militärverwaltung und deutsche Behörden die pachtweise Überlassung von 1,6 ha Land des Truppenübungsplatzes zu. Wir veröffentlichten darauf einen Aufruf „Friedensfreiwillige gesucht zur Ausbildung!“ Gleichzeitig begannen hiesige Bauern und Arbeiter, Jungen, Mädchen und andere, die ihre Dankbarkeit für die Spenden der Episcopal Pacifist Fellowship bekunden und für den Frieden etwas tun wollten, die beste Ecke des Pachtstückes zu säubern, urbar zu machen und mit Kartoffeln und Gemüse zu bestellen. Dann stellten sich die ersten „Freiwilligen“ ein. Insgesamt waren es in diesem ersten Sommer des Freundschaftsheims 30. 19 kamen aus Deutschland, die anderen 11 aus Skandinavien, England und USA. Sie wohnten in Notunterkunft und in den beiden Nissenbaracken, die sie bis zum Herbst aufstellen halfen. Zimmerer- und Tischlerlieferungen für die Baracken, die Anschaffung des nötigen Werkzeugs und sonstige Ausgaben kosteten mehr Geld, als die Währungsreform in unseren Händen ließ. Die Ziegel für die Maurerarbeit an den Baracken schenkte Ziegeleibesitzer Oskar Philippsohn, der lebend aus dem Konzentrationslager zurückgekommen war, nachdem sein Sohn dort den Tod gefunden hatte.

Zum Kauf von Lebensmitteln reichte das Geld nicht; aber Bauern und „kleine Leute“ der Nachbarschaft spendeten willig, und von der „Church of Brethren“ und anderen ausländischen Friedensfreunden kam ebenfalls beträchtliche Hilfe.

Friedensfreiwillige im Dienst

Das Leben der Freiwilligen hatte große Ähnlichkeit mit dem in den Lagern des Internationalen Zivildienstes, der Nothelfer und anderer Organisationen der internationalen Arbeitslager-Bewegung. Manche Freiwillige kamen von dort. Die internationalen freiwilligen Arbeitslager, in denen viele Friedensfreunde und Kriegsgegner aufbauenden Dienst in den kriegsverwüsteten Ländern taten, waren uns als Vorbild für eine Ausbildungsstätte für Friedensarbeit ebenso wertvoll wie die skandinavischen Volkshochschulen und Quäkerhochschulen. Mit den Studien, wie diese sie boten, suchten wir die körperliche aufbauende Arbeit zu verbinden, wie sie dort geleistet wurde. Zu unseren Gastlehrern im Sommer 1948 gehörten u. a. die beiden Professoren Jean Inebnit und John Harvey von der Universität Leeds, in deren Händen die Leitung des englischen Zweiges des Internationalen Zivildienstes lag.

Die Freiwilligen des entstehenden Freundschaftsheims arbeiteten in der Regel täglich 7 Stunden. Wenn das Wetter aber keine Außenarbeit zuließ,

und an drei Abenden jeder Woche fanden Studien statt, an denen auch zahlreiche Gäste aus der Umgegend regelmäßig teilnahmen. Es wurden Lehrgänge über Wirtschafts- und Staatsformen, über die Rassenfrage, über Gandhi und Indien und andere Themen durchgeführt. Über ihre Erfahrungen in Indien und besonders über ihren Aufenthalt in Gandhis Ashram berichtete als Gastlehrerin Muriel Lester, in deren „Settlement“ Kingsley Hall im Armenviertel Londons Gandhi während der Konferenz am Runden Tisch gelebt hatte. Aufs lebhafteste bewegte Freiwillige und andere Hörer die Aussprache über die Frage „Ost-West“, die die deutsche Quäkerin *Margarethe Lachmund* leitete.

An den Sonntagen und freien Abenden gab es oft Ausflüge, Einladungen in Familien mit guter Musik, dann wieder Spiel oder auch „bunte Abende“, an denen das Lachen nicht enden wollte.

Auf lebhaften Wunsch von Freiwilligen und Gästen hin beschäftigten uns auch viele Fragen der Frömmigkeit, ganz besonders: Jesus und der Friede, die Kirchen und der Krieg, die anderen Religionen und Krieg und Friede.

So suchte das Freundschaftsheim den Freiwilligen eine über die Volksgrenzen und andere Unterschiede hinausweisende Gemeinschaft der körperlichen Arbeit, der Studien, der Freizeit und der Frömmigkeit zu bieten. Die Grundlage des Freundschaftsheims bildete die Ehrfurcht vor der göttlichen Mitgift in jedem Menschen, wie sie in Jesus, in den Quäkern, in Gandhi und anderen lebte.

War das Freundschaftsheim so auf dem rechten Wege zu einer „Schule des Friedens“, wo man lernen konnte, „welche Arten von Frieden gut und dauerhaft sind und welche nicht“, und aus der auch einmal „Männer von Stahl“ hervorgehen können?

Die Hauseltern

Als der Winter 1948 kam, mußte geschlossen werden. Als er vorüber war, fanden wir gestohlen, was sich nur stehlen ließ, auch die neugepflanzten Obstbäume, und vieles war zerstört – so ging es ja auch sonst in der Nachkriegszeit. Wie sollten wir nun weiterarbeiten? Es kam unerwartete Hilfe.

Um Weihnachten 1946 war in Bückeberg ein Zug aus Breslau eingetroffen, in dem eine größere Anzahl Vertriebener erschöpft und hungernd erfroren waren. Davon las in Neuseeland ein Lehrer, der als religiöser Kriegsgegner seine Stellung verloren hatte. Als Land- und Bauarbeiter schlug er sich und die Seinen – er hatte zwei Kinder adoptiert – sehr bescheiden durch. Aber die Nachricht von jenem Todeszug bewegte ihn so, daß er Gaben für die Notleidenden sandte, nachdem er meine Anschrift in einer pazifistischen internationalen Zeitschrift gefunden hatte. Die Briefe, die er dazu schrieb, gehören zu dem Allerschönsten, was ich je an echter christlicher Bruderschaft erfahren habe. Eines Tages fragte er an, ob sein Vetter Leslie Hayman uns besuchen dürfe. Dieser junge Methodistenpfarrer, der ursprünglich Landwirt gewesen war, hatte jede Beteiligung am Krieg als unvereinbar mit der Nachfolge Jesu erkannt und sich verpflichtet gesehen, an der Überwindung der Not und des Hasses mitzuarbeiten. So war er 1945 nach Europa gekommen und hatte zuerst beim Wiederaufbau in Griechen-

land mitgeholfen. Dann war er in ein internationales Arbeitslager nach Polen gegangen. Dort lernte er eine polnische Studentin kennen, die drei Jahre lang Zwangsarbeiterin in Deutschland gewesen war, und heiratete sie. Kurz nach Weihnachten 1948 besuchten uns Leslie und Wanda Hayman auf ihrem Wege nach England. Verkehrsschwierigkeiten hielten sie etwa zwei Wochen hier zurück. Sie sprachen ein paarmal zu Gruppen von Deutschen in tiefster christlicher Versöhnlichkeit. Selbst wenn gelegentlich vertriebene Schlesier über die Polen viel bitterer urteilten als über Russen und sich zu der Drohung rückichtsloser Ausrottung bei einer Rückkehr in ihre verlorene Heimat hinreißen ließen, erhielten sie eine ruhige Antwort im Geiste der Bergpredigt.

Auf unsere Bitte hin kehrten Leslie und Wanda Hayman am 12. April aus England zurück, um Hauseltern des Freundschaftsheims zu werden. Nun standen wir vor der Aufgabe, ein festes Haus zu bauen, in dem sie im nächsten Winter wohnen könnten. Es stellten sich 62 Freiwillige in diesem Jahre ein, mehr als doppelt so viel wie im Vorjahre. 40 kamen aus Deutschland, die anderen aus Dänemark, England, Holland, Indien, Neuseeland, Norwegen, Schweden und USA. Eine sehr große Hilfe war die norwegische Architektin Inger Ullern, die neun Monate hier mitarbeitete und in jeder Beziehung das Leben im Freundschaftsheim bereicherte. Superintendent Jothipakiam von der südindischen Kirche teilte zuerst zwei Wochen lang das Leben der Freiwilligen und übernahm dann auf unsere Bitte hin zahlreiche Vorträge an anderen Orten, wohin er durch Freunde des Heims eingeladen wurde. In seiner Abschiedsansprache wies er darauf hin, daß Europa viele schöne Dome und andere alte Kulturdenkmäler besitze, wie sie übrigens Indien auch habe, daß sie aber durch Kriege zerstört seien; Europa brauche neue starke innere Kräfte, die das Kulturerbe nicht zerstörten, sondern zur rechten Entfaltung brächten. Von den zahlreichen Gastlehrern sei nur Wilhelm Sollmann erwähnt, der frühere sozialdemokratische Reichsinnenminister, der 1933 mißhandelt und vertrieben war und als Professor an der Quäkerhochschule Pendle Hill in USA lehrte. von wo er das Freundschaftsheim besuchte, um die Arbeit für den Frieden zu fördern.

Das erste Haus des Freundschaftsheimes entsteht

Mangel an Geld zwang uns, den nötigen Hausbau immer wieder hinauszuschieben. Am allerdringendsten brauchte das Heim erst einmal einen Brunnen. Ohne genügend Wasser ist auch ein Bau unmöglich. Bisher aber



Leslie und Wanda Hayman
vor einer Nissenbaracke

mußten die Freiwilligen alles Wasser aus der Nachbarschaft holen. Der Brunnen kostete mehr als 1000 DM. Alle Ausgaben wurden aufs äußerste eingeschränkt. Die Heimeltern erhielten nur ein Taschengeld, monatlich 50 DM. Für den Haushalt, dem durchschnittlich 20 Menschen angehörten, durften insgesamt nicht mehr als 3 DM täglich ausgegeben werden. Die eigene Land- und Viehwirtschaft mußte mehr und mehr Lebensmittel liefern; weitaus das meiste aber spendeten Freunde aus der Umgegend und aus dem Auslande. Sie schickten auch Geld für den Bau. Mehrere gaben auch zinslose Darlehn; je 100 DM liehen ein Volksschullehrer und jener Freund, dessen Weihnachtsgabe 1947 „für den Frieden“ den letzten entscheidenden Anstoß zum Bau des Freundschaftsheims gegeben hatte. Am 14. August 1949 legten wir den Grundstein für das erste Häuschen. Herr Philippsohn schenkte dafür wieder 10 000 Ziegel, Herr Bosse, Stadthagen, den Fußboden für die wichtigsten Räume. Aber das Haus wurde doch nicht mehr bezugsfertig zum Winter. Haymans wohnten bis Ende Oktober im Zelt. Dann mußten sie auf Reisen gehen. Die Wohnungsnot ringsum war so groß, daß es unmöglich war, ihnen ein Zimmer zu verschaffen. Viele Tausend Vertriebene lebten noch in Sälen, Baracken und Lagern.

Ein paar Freiwillige aber hausten weiter in den Nissenbaracken, die etwas wohnlicher als im Vorwinter geworden waren. Das Heim wurde in diesem Winter nicht wieder ausgeplündert. Zum Heiligabend war ein Raum im Neubau soweit notdürftig fertiggestellt, daß man dort die Kerzen eines kleinen Weihnachtsbaumes anzünden konnte.

Haymans Reisen im Dienste der Verständigung

Auch nach dem Winter 1949/1950 nahmen Haymans ihre Reisen oft wieder auf. Sie besuchten viele Orte in Deutschland, der Schweiz, Holland, England und Skandinavien. Sie sprachen in sehr mannigfaltigen Kreisen über ihre Erfahrungen in ihren Heimatländern sowie in der Kriegs- und Nachkriegszeit, ferner über die Friedensaufgabe, über Anliegen der Frömmigkeit und über das Freundschaftsheim. Sie trafen persönlich einflußreiche Männer und Frauen des kirchlichen und öffentlichen Lebens. Sie taten sehr viel, um die Bitterkeit gegenüber Deutschen in anderen Völkern zu überwinden und Kenntnis der wirklichen Lage in Deutschland und Verständnis für sie auszubreiten. Als 1950 mit dem Koreakrieg auch der „kalte Krieg“ hereinbrach und dann die Propaganda sich von Entmilitarisierung auf Remilitarisierung Deutschlands umstellte, wurden Haymans nicht müde, ihren vielen Freunden außerhalb Deutschlands auf Grund ihrer eigenen Beobachtungen unter dem einfachen Volke durch Wort und Schrift einzuprägen, wie sehr sich die große Mehrheit des deutschen Volkes und der deutschen Jugend gegen eine Wiederbewaffnung und neue Militärpflicht und Gewissenstnot sträube.

Haymans Tätigkeit half ganz beträchtlich, für das Freundschaftsheim mehr Freunde und mehr Spenden zu gewinnen und ihm neue Gäste und Freiwillige zuzuführen. Die Zahl der Gäste, d. h. der Gastlehrer und derjenigen anderen Besucher, die im Heim kürzere oder längere Zeit übernachteten, läßt sich für 1950 nicht mehr feststellen. Sie stieg 1951 auf 81 und

1952 und 1953 auf je 109. Die nichtdeutschen Gäste kamen aus Australien, Dänemark, England, Finnland, Frankreich, Holland, Indien, Italien, Japan, Madagaskar, Norwegen, Österreich, Schweden, Schweiz, Sierra Leone und USA. Es waren darunter größere Gruppen von Gästen aus dänischen Volkshochschulen und aus USA.

Unsere Gastlehrer

Von den zahlreichen Gastlehrern dieser Jahre können nur wenige erwähnt werden: Auf unserer Pfingsttagung 1950 sprach u. a. Dr. Sushila Nayyar, die Schwester von Gandhis Sekretär Pyarelal, die mit der Familie Gandhi die letzte lange Haft geteilt hatte und dann mit Gandhi den schweren Marsch durch Bengalen machte, als er dort Frieden stiftete zwischen Hindus und Muslim, die sich blutig bekämpften. Dr. Konrad Braun ist ein deutscher Staatswissenschaftler, der Lehrer an der Quäkerhochschule Woodbrooke in England wurde. Prof. Milton Mayer ist ein weitbekannter Schriftsteller und Pazifist aus USA, der sich lange in Deutschland aufhielt, um die Lage in den Nachkriegsjahren eingehend kennen zu lernen. Konteradmiral a. D. Ludwig Stummel, ein überzeugtes, ernstes Mitglied seiner katholischen Kirche, nahm um seines Gewissens willen den Kampf gegen die Wiederaufrüstung auf. Kreisoberpfarrer Walther Heide aus Bernburg an der Saale wirkte durch sein Wesen immer und überall, wo er war, als Versöhner. Die Wiedervereinigung unseres zerrissenen Volkes und das rechte Zusammenleben von Marxisten und Christen waren für ihn tiefste Anliegen. Amiya Chakravarty, Professor an der Universität Kalkutta, reiste mit Rabindranath Tagore als ein Sekretär durch Deutschland, Rußland und viele andere Länder und lebte nun in den USA, wo er Berater der indischen Delegation bei der UNO war. Prof. Siegmund-Schultze gab früh sein Potsdamer Pfarramt auf, um im Osten Berlins unter den Arbeitern und Armen zu leben, wurde einer der führenden Männer der Ökumene und Gründer des Versöhnungsbundes in Deutschland. Wegen eines klar kriegsgegenständlichen Flugblattes am Anfang des ersten Weltkrieges vom Kriegsgericht zum Tode verurteilt, wurde er durch einen persönlichen Brief des Kaisers gerettet. Durch den Nationalsozialismus verfolgt, mußte er bis 1945 im Ausland leben.

Diese und andere Gastlehrer lud das Freundschaftsheim zu den Pfingstkonferenzen ein, die es seit seinem Bestehen jedes Jahr veranstaltete, und auch zu anderen Tagungen und Lehrgängen. „Die Wirtschaft und der



Prof. D. F. Siegmund-Schultze

Friede“, „Der Wert des Einzelmenschen“, „Die abendländisch-christliche Kultur – Wandlung oder Untergang“, „Die Spannung West-Ost“, „Idee und Praxis der Friedensbewegung“ waren Themen von Pfingstkonferenzen.

Das Gemeinschaftsleben der Freiwilligen

Während der Mitarbeit von Haymans in den Jahren 1949 bis 1953 fanden insgesamt 315 Freiwillige Aufnahme im Freundschaftsheim. Sie kamen aus Australien, Dänemark, Deutschland, England, Finnland, Frankreich, Holland, Indien, Irland, Italien, Japan, Kanada, Neuseeland, Norwegen, Österreich, Polen, Schweden, Schweiz, Spanien, Tschechoslowakei und USA. Meist waren unter ihnen beide Geschlechter ziemlich gleichmäßig verteilt. Die Altersunterschiede waren oft beträchtlich. Wer aufgenommen werden wollte, mußte mindestens 17 Jahre alt sein. Nur in ganz seltenen Ausnahmefällen gingen wir einmal davon ab. Am zahlreichsten waren die 20- bis 30jährigen, ältere aber nicht selten und mit ihrer größeren Erfahrung sehr willkommen. E d u a r d B r a u n aus Augsburg war in den Sechzigern und vorbildlicher Vorarbeiter unter den Freiwilligen. Er kam zwei Sommer hintereinander, um zum Aufbau einer Friedensschule beizutragen – Geld hatte er nicht viel –, er sagte: „Für den Frieden ist kein Opfer zu groß!“ Direktor O l d e n vom Gymnasium Stavanger schwang sogar an seinem 70. Geburtstag frisch die Spitzhacke auf unserem steinigen Hügelrücken und träumte davon, wie dieser sehr bescheidene Anfang einer Ausbildungsstätte für den Frieden wachsen würde. Und der 70jährige holländische Bauer W i e b e M e y e r betreute einen Sommer hindurch aufs beste das Vieh des Freundschaftsheims. Alle drei trugen durch Lebensweisheit und ihr Wesen viel zum Geist und Werden dessen bei, was versucht wurde. Bunt mannigfaltig war die soziale, politische, religiöse oder weltanschauliche Herkunft der Freiwilligen. Jungen und Mädchen aus reichen Häusern und Völkern, die nie Not gesehen hatten, arbeiteten in der Küche, im Hausdienst, im Garten, auf dem Acker, beim Steinebrechen und Steinklopfen und Straßenbau zusammen mit leiderfahrener vertriebener Jugend oder „Brüdern von der Landstraße“, die buchstäblich in lauter Lumpen im Freundschaftsheim eintrafen, nachdem irgend jemand sie in dieser Nachkriegszeit dorthin gewiesen hatte. Und welche Gegensätze begegneten hier einander! Ein Nationalsozialist hatte Aufnahme gefunden und entdeckte dann eines Tages, daß der Kamerad im nächsten Bett, mit dem er schon länger hier zusammengelebt hatte, ein Jude war. Oder er erlebte, daß auch Neger aufgenommen wurden, die in Hitlers bekanntem Buch „Halbaffen“ genannt werden. Eine Kapitalistin schlief und lebte mit einer Kommunistin zusammen. Ein sehr kirchlich erzogenes Mädchen arbeitete, studierte und spielte mit einer unbekehrbaren farbigen Heidin mit sehr hoher Schulbildung. Es war nur gut, daß die Freiwilligen nicht nur zu disputieren hatten, sondern zu allererst täglich stundenlang fleißig zusammen arbeiten und für den Bestand des Heims und für die Gemeinschaft Notwendiges schaffen mußten. Das trug wesentlich zum Frieden bei. In seiner Arbeit, seiner Zuverlässigkeit, seiner Hilfsbereitschaft und Selbstzucht zeigte sich der Wert eines Menschen viel besser als in seinen Worten und Dogmen. Und

bei der körperlichen Arbeit geschah es oft, daß derjenige, der keine höhere Schulbildung besaß, gegenüber solchen Gebildeten kein Minderwertigkeitsgefühl mehr hatte, daß das Verhältnis sich sogar umdrehte, und daß eine gute Kameradschaft gegenseitiger Achtung entstand. Wir selbst erfuhren nur gelegentlich, ob jemand Nationalsozialist oder Jude, Kapitalist oder Kommunist sei. Wir fragten nicht danach. Uns war wichtig, ob jemand, der ein Friedensfreiwilliger sein wollte, fleißig und verträglich sei oder werde, weil er sonst schwerlich ein guter Friedensarbeiter werden könne.

Welche Unterschiede und Gegensätze stießen unter den Freiwilligen aufeinander und mußten verstanden werden! Und welche Lebensschicksale dieser Nachkriegszeit warben um Verständnis! Leslie Hayman war reich an Geduld und tiefer Ehrfurcht vor dem von Gott in jedem Menschen. Er konnte vielen jungen Leuten, die einen guten Freund brauchten, Kamerad und behutsamer Berater sein. Da war ein Junge, wissenshungrig, strebsam, sich streng von jedem unehrenhaften Verhalten fernhaltend und – bis in die Tiefe seiner Seele überschattet oder verkrampt, weil, wie er sagte, alle seine Angehörigen durch Russen ermordet wurden. Da war ein etwa gleichaltriger Nichtdeutscher, bis zum Grunde davon aufgewühlt, daß ihm unvergeßlich vor Augen stand, welche unbeschreiblichen Brutalitäten seine Truppe in Übersee begangen hatte; er meinte, er könne mit Militär nicht das allergeringste mehr zu tun haben, auch keine Berührung mit dem kleinen Finger; er wollte sich nur noch vorbereiten, um zu den Farbigen zu gehen und etwas wiedergutzumachen; er wurde Missionar. Hausvater Leslie nannte sie und ihre Kameraden seine „Kinder“, so wie sie ihn im Scherz wieder „Vater“ nannten. Und dann saß er eingeladen in der Familie eines Toten, der ein hoher Beauftragter Hitlers gewesen war, zwischen der Jugend, die seinen, vom Geiste Jesu bestimmten Worten lauschte und den Mann ablehnte, der sie zur Wiederaufrüstung zu ermuntern suchte.

*Das zweite Haus muß gebaut werden
Ein amerikanisches Komitee entsteht*

Auf dem alten „Galgenbrink“ und Drillplatz hatte körperliche Arbeit den gleichen Wert wie Geld für die Friedensarbeit. Sobald ein Haus dort stand, war die Hilfe von Freiwilligen wieder um so nötiger zum Urbarmachen des Unlandes.

Im Jahre 1950 konnte das im Vorjahre begonnene Häuschen bezogen und nach und nach, wenn auch noch nicht ganz, ausgebaut werden. Es erwies sich bald aber als zu klein. Die Zahl der Freiwilligen und der Gäste, die untergebracht werden mußten, stieg höher und höher. Die Mehrzahl der Besucher, die Übernachtung brauchten, waren Ausländer. Sie kamen nicht nur einzeln, sondern oft in Gruppen. Bei der Wohnungsnot, die im Nachkriegsdeutschland herrschte, war es nahezu unmöglich, Unterkunft für sie außerhalb zu schaffen.

Das Häuschen reichte auch für unsere Zusammenkünfte bald nicht mehr aus. Für alle etwas größeren Veranstaltungen mußten Räume außerhalb des Freundschaftsheims gesucht und gemietet werden. Im Herbst 1951 besuchte André Trocmé uns wieder, diesmal zusammen mit Professor

Douglas Steere aus Haverford in USA, einem Quäker, der in allen Erdteilen bekannt war. Unser Häuschen konnte die Hörer, die sich aus der Umgegend in großer Zahl eingefunden hatten, nicht fassen. Unser französischer Freund riet uns, wir müßten größer bauen. Wir stutzten: Ging das? Die Kosten des ersten kleinen Hauses waren etwa zu gleichen Teilen von Freunden aus USA und Deutschland abgetragen bis auf zwei zinsfreie Darlehen von je 1000 DM. Aber konnten wir wagen, nun ein noch größeres Haus zu bauen?

Ein Jahr später, im Herbst 1952, stand das jetzige Haupthaus des Freundschaftsheims bezugsfertig da.

Wie war das möglich geworden? George Hogle war nach USA zurückgekehrt und hatte mit Bonnie Marshall, einer unserer Freiwilligen, und einem Kreis weiterer Freunde ein „American Committee for Freundschaftsheim“ gegründet. Den Ehrenvorsitz übernahm Clarence Pickett, der Sekretär des „American Friends Service Committee“ (Amerikanischer Quäkerhilfsdienst), dem wenige Jahre zuvor der Friedens-Nobelpreis verliehen worden war. Dieser unser amerikanischer Ausschuß brachte in den nächsten Jahren die gesamte Bausumme für das Haupthaus auf. Freiwillige aus vielen Ländern trugen sehr dazu bei, die Kosten zu senken. Sie übernahmen alle Erdbewegungen und sonstige „ungerlernte Arbeit“. Eine englische Tierärztin, eine dänische Kindergärtnerin, ein mit Haymans befreundetes junges Pfarrerehepaar aus Neuseeland, ein angehender Dr. phil. aus Italien und einige deutsche Jungen aus verschiedenen Berufen bildeten z. B. die erste Arbeitsgruppe beim Ausschachten. Schätzungsweise 5700 DM wurden dadurch gespart, daß Freiwillige die 350 m lange Kanalisation fertigstellten.

Am 4. Mai 1952 wurde der Grundstein dieses zweiten Hauses gelegt. André Trocmé weihte es mit drei Hammerschlägen den Kriegsopfern in aller Welt, den Kriegsdienstverweigerern in allen Völkern und dem Gott, der der Vater aller ist. Am 16. November fand unter großer Beteiligung von Freunden aus der Nähe und Ferne die Einweihungsfeier des fertigen schönen und zweckentsprechenden Gebäudes mit seinen Gemeinschafts-, Wohn- und Wirtschaftsräumen statt.

Wertvollen Dienst bei der Planung und Ausführung dieses Baues leistete Ralf Winkler, ein Schweizer Techniker mit guter Berufsausbildung. Streng gewissenhaft in seiner Arbeit, lehnte er aus Gewissensgründen auch den Militärdienst ab und ging dafür ins Gefängnis. Dann arbeitete er im freiwilligen Hilfsdienst in Polen, Griechenland, Frankreich und Deutschland. Im März 1952 kam er mit seiner tüchtigen Frau Hedi, die die Haushaltsführung des Heims übernahm, und der kleinen Marfredi ins Freundschaftsheim. Wir bedauerten es sehr, daß sie sich nicht lange nach der Fertigstellung des Hauses entschlossen, wieder fortzugehen, konnten aber dem Wunsche, daß im ganzen Freundschaftsheim unbedingter Vegetarismus zur Pflicht gemacht werde, nicht zustimmen. Ihre gute Hilfe ist in dankbarer Erinnerung geblieben.



André Trocmé bei der Grundsteinlegung des zweiten Hauses

Freunde und Mitbegründer sterben

Im Vorstande des Freundschaftsheims traten vorher und nachher mehrere wichtige Veränderungen ein: Heinrich Bövers starb nach sehr langem und schwerem Leiden am 15. Dezember 1950. Seinen Rat und seine Freundschaft haben wir seitdem immer schmerzlich entbehrt. Sein Nachfolger im Vorstande wurde Oberstudienrat Leo Schultz. Er wuchs in Polen unter russischer Herrschaft auf und studierte u. a. auch in Rußland. Die Sprachen und Kulturen und auch die Nöte des Slawentums und des Grenzlandes waren ihm ebenso vertraut wie die des Westens. Für Musik und Kunst jeder Art wie auch für Politik war er ebenso offen wie für sein Fachgebiet Naturwissenschaft und Mathematik. Mit seiner ihm geistesverwandten Frau, einer Bildhauerin, die u. a. in Paris studierte, schloß er sich dem Sozialismus an und trat für jede soziale und humane Aufgabe und so auch für den Frieden ein. In allen Kreisen wegen seines ruhigen Urteils und seines Gerechtigkeits sinnes geachtet, baute er nach 1945 das höhere Schulwesen Bückeburgs wieder auf. Freiwilligen, Gästen und Mitarbeitern des Freundschaftsheims hat er in Lehrgängen über „Die slawische Welt“, „Sozialismus, Marxismus und Leninismus“ und andere Themen und mehr noch in seinem eigenen Heime weite und tiefe Bereicherung geschenkt. Am 28. April 1952 starb Frau Lisa Schultz, und am 27. Oktober 1954 wurde völlig unerwartet Leo Schultz auf einer Bank nicht weit vom Freundschaftsheim, dem er in seinen letzten Jahren seine meiste Zeit widmete, tot gefunden. Seine Unterschrift steht unter der Gründungsurkunde des Freundschaftsheims.

Wandlungen im Heim

Während des Jahres 1952, als das Haupthaus gebaut wurde, lag ich lange krank. Im Spätherbst wurde ich nach Erreichung der Altersgrenze auf meine Bitte hin in den Ruhestand versetzt und zog darauf mit meiner Familie aus dem Pfarrhause um in das erstgebaute Häuschen des Freundschaftsheims.

Als das Freundschaftsheim fünf Jahre alt wurde, am 1. Juni 1953, wohnten die Freiwilligen dort unter bedeutend anderen Bedingungen als die früheren, die neben unwegsamem Schutthaufen, Gestrüpp und Schmutz die Blechbaracken aufgebaut und darin gelebt hatten. Um den Neubau herum fanden sich freilich noch die Spuren der Baustelle und recht nahe dabei noch Bunker- und Schuttlöcher und Pfützen. Aber an den Rändern des Geländes gab es schon Gärten, und um das erstgebaute Häuschen blühten bereits viele Blumen. Es war Platz geschaffen zum Volkstanz, Spielen und Sitzen im Freien. Die Freiwilligen hatten zu zweien und dreien schlichte kleine Zimmer, dazu gute Wasch- und Baderäume, Gemeinschaftsräume und eine wachsende Bücherei in deutscher, englischer und skandinavischer Sprache sowie Zeitungen und Zeitschriften. Die Küche war gut ausgestattet, das Essen mannigfaltiger. Die Zeit der körperlichen Arbeit wurde nach und nach auf fünf Stunden verkürzt, gleichzeitig ein Unkostenbeitrag der Freiwilligen eingeführt, der bis auf 2 DM stieg. Mittwochs und samstags waren Nachmittag und Abend ganz frei, ebenso der Sonntag, oft zu gemeinschaftlichen Ausflügen oder Besichtigungen benutzt. An den Sonnabendabenden kamen meist Jugendliche aus den Nachbarorten zu geselligem Beisammensein mit Lichtbildern, Volkstanz, Musik oder Spiel.

Studien über die Ost-West-Spannung und den Aufstieg der farbigen Welt

An jedem Montag, Dienstag, Donnerstag und Freitag fanden gemeinschaftliche Studien statt. Montags wurde in der Regel „Das politische Zeitgeschehen“ behandelt. Dabei berichteten Freiwillige aus verschiedenen Völkern auf Grund ihrer Zeitungen. Wir erhielten auch Berichte, die sich in der Presse nicht fanden. Als uns Menschen des „Westens“ ein undurchdringlicher „eiserner Vorhang“ und viel Reden vom „kalten Krieg“ von den Menschen im „Osten“ ganz und gar zu trennen schienen, fuhr eine Abordnung englischer Quäker nach Moskau. Einer von ihnen berichtete im Freundschaftsheim über seine Erlebnisse und über die anschließenden Bemühungen der Quäker in der UNO um bessere Beziehungen zwischen West und Ost. Dann wurde die vom Osten geförderte Friedensbewegung reger und reger, und deutsche Quäker und andere Landsleute aus der DDR, die uns als überzeugte ernste Friedensfreunde aus der Zeit vor und nach 1933 bekannt und eng befreundet waren, konnten das Freundschaftsheim besuchen und eingehend mit Westdeutschen und Nichtdeutschen beraten, was für den Frieden und die Wiedervereinigung unseres Volkes zu tun möglich und nötig sei. Ost-, West- und Nichtdeutsche wurden gemeinsam von den Fragen bewegt: Soll die Wiederaufrüstung Westdeutschlands vorangetrieben werden? Ist die Politik Adenauers oder die Heinemanns oder welche sonst die rechte? Wie soll sich die Kirche verhalten? Ist Niemöllers Reise

nach Moskau, die die ersten deutschen Kriegsgefangenen zurückbrachte, der durch den Geist Jesu gewiesene Schritt oder nicht? Wie stellt sich das Volk und die Jugend in Westdeutschland zur Militärflicht?

Im Freundschaftsheim aber wurden unsere Blicke zugleich immer wieder über die heutige Ost-West-Spannung hinausgeleitet. Unter uns befanden sich meist auch Vertreter jener zwei Drittel der Menschheit, die farbige, verarmt, größtenteils unterernährt, ohne Schulen und Ärzte, vernachlässigt sind, überall aber auf entschlossenem Vormarsche. Sie prägten uns ein: USA und SU sind nicht allein auf der Welt, auch Ost- und Westblock nicht. Weiße Gastlehrer, die mit offenen Sinnen andere Erdteile außer Europa und Nordamerika besucht hatten, bestätigten das. Einer von ihnen sagte uns, in so und so viel Jahrzehnten werde die Politik sowieso nicht mehr in Washington und Moskau gemacht, sondern in Peking und Neu-Delhi. In unseren Studien gingen wir aufmerksam den Geschehnissen und Gründen nach, die zu Ereignissen wie der Bandung-Konferenz führten.

Die Nachfolger Leslie Haymans

Unsere Studien konnten, seitdem wir das geräumige Haus mit Zentralheizung hatten, auch während der Wintermonate weitergeführt werden. Die Aufnahme von Freiwilligen war uns freilich nicht möglich, solange die Außenarbeit ruhen mußte. Unser lebhafter Wunsch war jedoch, das Freundschaftsheim das ganze Jahr hindurch in den Dienst der Friedensarbeit und der Ausbildung dafür zu stellen. Wir beachteten das bei der Suche nach einem Nachfolger für Leslie Hayman. In der Methodistenkirche Neuseelands waren 40 Pfarrstellen unbesetzt. Leslie Hayman wurde zurückgerufen und verließ das Freundschaftsheim im Spätherbst 1953, geleitet von viel Dank und Anhänglichkeit.

Vergeblich hatten wir schon seit langem versucht, einen Nachfolger für Leslie Hayman zu finden. Als bestmögliche Aushilfe kam schließlich der junge amerikanische Student Jim Relyea aus Ohio ins Freundschaftsheim. Er war als Kriegsdienstverweigerer aus Gewissensgründen anerkannt worden und zur Ableistung seines Alternativdienstes beim Hilfsdienst der Brüderkirche (Brethren Service Commission) angenommen. Dieser überließ ihn uns in freundlichstem Entgegenkommen als Mitarbeiter. Als seine Zeit herum war, folgte ihm Owen Jander aus New York, dessen Nachfolger wieder Edward Kindley aus Kansas wurde; beide waren ebenfalls Studenten und Kriegsdienstverweigerer. Die Aufgaben von Ralf und Hedi Winkler übernahmen Cecil MacMecham aus Irland, der neben seiner technischen Vorbildung noch freundliches, geduldiges Wesen und prachtvollen entspannenden Humor mitbrachte, und Rosemarie Löwe; beide waren schon wiederholt und lange als Freiwillige hier gewesen und heirateten einander am 27. März 1954. Alle diese jungen Leute dienten mit mannigfaltigen Begabungen unserer gemeinsamen Aufgabe, einige über ihre Kraft hinaus.

Auf unsere Bitte hin erklärte sich der junge schwedische Volkshochschullehrer Gunnar Sundberg zur Mitarbeit im Freundschaftsheim bereit. Von seinem Vater, dem Leiter einer internationalen Schule, kam die erste Einladung an junge Deutsche nach dem zweiten Weltkriege; ich lernte ihn

als den „schwedischen Pestalozzi“ kennen. Der Sohn studierte in Schweden und USA – auch auf der dortigen Quäkerhochschule Pendle Hill –, arbeitete dann im Hilfsdienst in Deutschland und Finnland beim Wiederaufbau und beteiligte sich rege an den Bemühungen der schwedischen Quäker, die in ihrem bündnisfreien Lande Begegnungen zwischen Amerikanern und Russen und Angehörigen anderer Ost- und Westvölker vermittelten.

Der Grundstein des dritten Hauses wird gelegt

Gunnar Sundbergs Mitarbeit im Freundschaftsheim war an die Bedingung einer Familienwohnung geknüpft. Mußten wir darum auf seine Hilfe verzichten? Fanden wir einen anderen Nachfolger Leslie Haymans? Konnten wir schon wieder bauen, ein drittes Haus? Während wir solche Fragen erwogen, lud American Friends Service Committee (Quäkerhilfsdienst) mich zu einer längeren Vortragsreise nach USA ein. Sie führte mich in den drei ersten Monaten des Jahres 1954 – z. T. auf den Spuren von Leslie und Wanda Hayman, die von Europa auf diesem Wege nach Neuseeland gefahren waren – von der Ostküste zur Westküste Nordamerikas und von Kanada bis an die Grenze Mexikos. Als ich Ende März von unserem American Committee Abschied nahm, erfreute es mich durch den Beschluß, die Kosten für den Bau eines Häuschens für Familie Sundberg übernehmen zu wollen. Auf dem Dampfer erreichte mich noch die Nachricht der kleinen Freundesgruppe in Toronto, Kanada, wo ich besonders herzliche Aufnahme gefunden hatte, daß auch sie als erste Rate 300 Dollar beisteure. Unverzüglich begann das Ausschachten. Den Grundstein für das Lehrerhäuschen legten drei bekannte Schulfachleute aus drei verschiedenen Völkern: Dr. Elisabeth Rotten aus der Schweiz, die deutsche Ministerialrätin Katharina Petersen und Prof. Albert Martin aus Hamilton, Kanada. In Schweden hatte sich ein Ausschuß gebildet, der den Lebensunterhalt für Familie Sundberg übernahm.

Nun konnte das Freundschaftsheim ein Programm für das ganze Jahr aufstellen. Unsere Erfahrung lehrte, daß der Zustrom von Freiwilligen besonders stark in den Sommer- und Herbstmonaten war, wenn Schüler, Studenten und Lehrer Ferien hatten. Es lag nahe, für Winter und Frühling Lehrgänge nach Art der skandinavischen Volkshochschulen zu planen. Es meldeten sich auch sehr viele Teilnehmer aus Schweden und anderen nordischen Ländern für den skandinavischen Volkshochschullehrgang, den Gunnar Sundberg zusammen mit zwei Gastlehrern aus seiner Heimat, unterstützt von gelegentlicher Mitarbeit Deutscher, im Frühling 1955 durchführte. Für den Winter 1955/1956 aber gingen nur sehr wenige Meldungen ein.



William R. Hughes



Weihnachtsgäste aus aller Welt im Freundschaftsheim

Ähnliches wiederholte sich in den folgenden Jahren. Gunnar Sundberg, der sein Abschlußexamen noch in der Heimat ablegen mußte, ging im Herbst 1956 dorthin zurück, trat wieder in den Dienst der schwedischen Volkshochschule und kam im Frühling 1957 mit einem Kollegen und einer nordischen Gruppe zu einem Lehrgang wieder ins Freundschaftsheim. Sein Nachfolger als ständiger Mitarbeiter hier wurde im Herbst 1956 der dänische Volkshochschullehrer Evald Gunnarsen aus Odense; er übernahm mit seiner Frau Gertrud außerhalb seiner Dozentenaufgabe die Freizeitgestaltung, die er zur Freude der Freiwilligen und Gäste mit viel Humor durchführte.

William Hughes und das englische Komitee

Zur Aufstellung und Durchführung eines vollen Jahresprogramms trug das „British Committee for Freundschaftsheim“ viel bei, das William Hughes, John Harvey und andere englische Freunde schon bald nach der Gründung des Heims geschaffen hatten. Es regte besondere Lehrgänge mit englischer Unterrichtssprache und Weihnachtsfestwochen an und bemühte sich erfolgreich, für diese und andere Veranstaltungen Teilnehmer und Gastlehrer zu werben. Unter diesen zeichneten sich manche dadurch aus, daß sie lange in außereuropäischen Gebieten gelebt hatten und aus Erfahrung über die Verhältnisse in fernen Ländern berichten konnten, wie z. B. Fred Irvine über Nigerien, Frances King über Madagaskar und Horace Alexander, der in Gandhis letzten Jahren sein Mitarbeiter gewesen war, über Indien.

William Hughes war sozusagen „ständiger Mitarbeiter“ des Freundschaftsheims in England. Wenn Not am Mann war wie nach dem Fortgehen von Haymans, kam er selbst zur Aushilfe herüber. Er schlug vor, Weihnachten eine Internationale Weihnachtswoche als Friedensfreizeit zu veranstalten, zu der vor allem Studenten aus Übersee und andere Menschen, die Weihnachten ohne Heim seien, eingeladen werden sollten. Mit einer Anzahl solcher Gäste kam er Weihnachten 1955 aus England.

Jahr für Jahr wuchs die Zahl der Weihnachtsgäste im Freundschaftsheim. Sie kamen aus allen Erdteilen, aus Australien, Japan, Pakistan, Indien, Persien, Armenien, Libanon, Ägypten, Kenia, Sansibar, Madagaskar, Mauritius, Nigerien, Britisch-Guayana, Columbien, USA, Kanada und mehreren Ländern Europas. Sie beobachteten das vorweihnachtliche Treiben in der deutschen Kleinstadt, besuchten das Schloß und andere Sehenswürdigkeiten der alten Residenz, nahmen am Schmücken des Baumes und anderen deutschen, nordischen und sonstigen Festvorbereitungen teil, erlebten Heiligabend, Gottesdienste, Knecht Ruprecht und wurden am ersten Festtage alle in deutsche Familien eingeladen, mit denen zusammen dann am zweiten Festtage die Hauptfeier im Heim gehalten wurde. In den nächsten Tagen folgten Ausflüge in eine deutsche Großstadt, Hannover oder Bielefeld, mit Einführung in ihre Sozialarbeit, Industrie usw. sowie Aussprachen über die Friedensaufgabe und die Lage in Deutschland, Europa und den anderen Erdteilen.

Die verschiedenen Tagungen im Freundschaftsheim und ihre Besucher

Von seiner Gründung an veranstaltete das Freundschaftsheim bereits regelmäßig Pfingsttagungen. Sie behandelten in der Regel die Friedensaufgabe vom politischen, wirtschaftlichen, kulturellen und religiösen Gesichtspunkte aus. Weihnachten wurde die Zeit der internationalen Festwochen, und die Osterferien gestalteten sich nach und nach zu internationalen Begegnungen für Erzieher. Ostern 1958 wurde das Thema „Kultur, Politik und Erziehung“ behandelt. Den Höhepunkt für viele Teilnehmer bildete der Vortrag von Elisabeth Rotten über „Kultur und Erziehung“. Die anderen Vortragenden waren ein Däne, eine Engländerin, ein Norweger, ein Nordamerikaner und zwei Deutsche. Die Teilnehmer stammten aus beiden deutschen heutigen Teilstaaten, Dänemark, England, Holland, Schweden, Schweiz, Südafrika und USA. Die Mehrzahl von ihnen waren Jugendliche, Junglehrer und solche, die es werden wollen. Eine beträchtliche Anzahl von ihnen hatten schon als Freiwillige im Freundschaftsheim gearbeitet.

Ostern, Pfingsten und Weihnachten war das Freundschaftsheim immer überfüllt, auch nachdem das Lehrerhaus im Jahre 1957 zu einem Doppelhaus für zwei Familien mit weiteren Gasträumen im Obergeschoß ausgebaut worden war. Es war nicht immer möglich, alle, die sich anmeldeten, aufzunehmen. Das gilt auch von anderen Veranstaltungen, z. B. von Wochenendtagungen, die in den Jahren anberaumt wurden, als die Einführung der Militärpflicht in Westdeutschland zur Erörterung stand. In der letzten Zeit traten Aussprachen über atomare Bewaffnung und verwandte Fragen in den Vordergrund.

Das Freundschaftsheim besuchten

<i>im Jahre an Freiwilligen und anderen Gästen</i>		
1954	60	70
1955	89	214
1956	60	117
1957	88	330

Nicht enthalten in diesen Zahlen sind die Gäste, die nicht im Heim übernachteten. Ihre Zahl war manchmal beträchtlich, am größten bei einem der Besuche von Kirchenpräsident Martin Niemöller, wo sie mehr als 200 betrug.

Es kamen im Besuch der Veranstaltungen des Freundschaftsheim gewisse Schwankungen vor: Die Lehrgänge im Winter 1956/1957 zählten ständig wenigstens 12 Teilnehmer; im folgenden Winter aber war die Zahl der Anmeldungen für mehrere Wochen so gering, daß die geplanten Kurse nicht stattfanden. Im ganzen jedoch ist die Zahl der Menschen, die ins Freundschaftsheim kommen, in Deutschland wie in anderen Ländern im Steigen. Erwähnt seien die Gruppen von Gästen aus USA, die unter der Führung von Kirby Page und Bill Hammond in den letzten Jahren das Freundschaftsheim für 4 bis 10 Tage besuchten. Die meisten unter ihnen waren Pfarrer, Lehrer, Professoren und andere Friedensfreunde, denen sich hier deutsche Männer und Frauen der Kirche, des Schulwesens, des Bundestags, des sozialen Aufgabenkreises und der Friedensarbeit zu Auskunft und Aussprache zur Verfügung stellten. In zunehmendem Maße benutzten auch verwandte Bestrebungen, Verbände und Arbeitsgemeinschaften das Freundschaftsheim für Tagungen.

Die Aufgaben wachsen

An die Mitarbeiter des Freundschaftsheim stellte der sich ständig vergrößernde Aufgabenkreis oft Anforderungen, die nur mit echter Hingabe erfüllt werden konnten.

In den Vorstand trat nach dem Tode von Leo Schultz außer meinem Sohn Fritz auf unsere Bitte Heinrich Carstens ein. Er brachte für seine Aufgabe wertvolle Erfahrungen aus Wirtschaft und Verwaltung sowie aus dem Internationalen Zivildienst und aus dem Ausschuß für Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen mit und dazu ein Wesen, das jedem, der mit ihm in Berührung kam, wohlthat und gerecht zu werden suchte. Leider ließ sich unsere Hoffnung, daß er seinen Wohnsitz von Hamburg nach hier verlegen könne, nicht verwirklichen. In den Jahren 1955 und 1956 hat er immer wieder das Heim besucht, Tagungen vorbereitet und geleitet, wirtschaftliche Aufgaben gelöst, vielen Menschen beratend zur Seite gestanden und sich durch Dienste äußerer und innerer Art dauernde Dankbarkeit erworben. An seine Stelle trat Studienrat Dr. Hans Gressel in Minden, der zusammen mit seiner Frau dem Freundschaftsheim viel Zeit, Kraft und Hilfe jeder Art widmet.

Erkrankung zwang Heinrich Schaper, die Kassenführung des Freundschaftsheim, dem seine Familie wie er selbst jahrein jahraus jeden nur



Frida Illsley



Leslie Hayman

möglichen Dienst getan hatte, abzugeben. Als Bruno Sill sie übernahm, waren wir dankbar.

Seit Marie Cramer anstelle des erkrankten Edward Kindley in die Heimverwaltung eintrat, wurde sie dadurch in Wirklichkeit das „Mädchen für alles“, das Sekretärin genannt wird und überall aushilft.

Ganz besonders schwer war es, Ersatz für Cecil und Rosemarie McMecham zu finden, die im Herbst 1954 nach Irland gingen und später nach Kanada auswanderten. Vorstand und andere Gründer des Freundschaftsheimen waren sich klar darüber, wieviel für den Bestand und das Wachstum dieses Versuches von Zuverlässigkeit, Sparsamkeit und Tüchtigkeit des Hausmeisterpaares abhing. Sie waren sehr froh, als das Prüfen immer neuer Bewerbungen dadurch zu Ende kam, daß Wilhelm und Josephine Asweh, die sie seit Jahrzehnten kannten, die Arbeit übernahmen und Anfang März 1955 im Freundschaftsheim einzogen. Wie sie mit „Ungelernten“ auf dem Galgenbrink Acker, Garten usw. schufen und so viele Gäste aus allen Himmelsgegenden speisen, das sieht man am besten mit eigenen Augen.

Einen Monat nach den Hausmeisterleuten kam als Hausmutter Frida Illsley ins Freundschaftsheim. Sie wuchs in der Nähe, in Oeynhaus auf, ging im Jahre 1912 nach USA, wurde dort durch den Ausbruch des ersten Weltkrieges zurückgehalten und sah ihre Heimat erst nach dem zweiten Weltkriege wieder, als sie im Dienste der Quäker Hausmutter in Heimen für Studenten und andere heimlose Menschen in München und Berlin wurde. Wir trafen uns im Februar 1954 in Kalifornien. Ein Jahr später trat sie ihren Dienst hier an, den sie 2½ Jahre lang ohne Entgelt für die Aufgabe des Freundschaftsheimen, für den echten Frieden, hier tat. Es war erstaunlich, was sie leistete in Verwaltung, Briefwechsel usw. und wie oft sie ihre Nachtruhe opfern konnte und doch arbeitsfähig blieb. Vor allem aber war sie „Mutter“. Sie machte das Heim zum „Heim“ für Menschen der verschiedensten Art. Ihr war deutsche und amerikanische Häuslichkeit und

Sitte vertraut. Wievielen Menschen mit schweren Schicksalen, auch Frauen mit schweren Erlebnissen mußte und konnte sie Mutter sein. Vielleicht kann man sagen, daß sie Mutter im Heim war, wie Leslie Hayman Vater gewesen war. Leslie und Wanda Hayman und Frida Illsley waren wohl die Menschen, die dem Freundschaftsheim in den vergangenen Jahren am stärksten sein Gepräge gegeben haben.

Als Frida Illsley das Freundschaftsheim verlassen mußte, kam die Nachricht, daß Leslie und Wanda Hayman mit voller Billigung, ja als Botschafter ihrer Kirche in die Arbeit zurückkehren.

Außer ihnen und den anderen, die in diesem Bericht erwähnt wurden, haben noch viele das Freundschaftsheim in seinen ersten zehn Jahren mitgeprägt und sich Dank erworben, der hier nicht zum Ausdruck kommen konnte. Die Gründer träumten nicht, daß jetzt drei Häuser hier stehen und so viele Menschen und solche Menschen nach hier kommen würden. Es war ein Versuch „ein kleines Licht anzuzünden, anstatt über die Finsternis zu jammern oder zu schelten“.

Ist das Freundschaftsheim dieser Versuch eines kleinen Lichtes, wenigstens auf dem rechten Wege, „eine Schule des Friedens“ zu werden, die lehrt, welche Art Frieden dauerhaft und gut ist und welche nicht, – und aus der auch die nötigen „Männer von Stahl“ hervorgehen können, die die friedearme Welt heute braucht? Vor denen, die ernstlich Frieden wollen und ernsthaft dafür arbeiten wollen, stehen große Aufgaben.



Freiwillige bei der Arbeit

NACHRUFE

Karl Hofmeister war ein kranker Bergmann, den die sozialistische Bewegung in mehr und mehr verantwortungsreiche Aufgaben führte. Als er Landrat unseres Kreises wurde, war er ein klarblickender Freund des Friedens. Todkrank kam er noch in seinen letzten Wochen zum Freundschaftsheim, um den Grundstein unseres letzten Neubaus zu legen.

Walther Heide, Kreisoberpfarrer in Bernburg/Saale, war das stärkste Bindeglied zwischen dem Freundschaftsheim und dem Osten, den er nicht vergessen ließ, auf den er wie ein Wächter unsere Blicke lenkte. Jedes Jahr kam er für mehrere Wochen ins Freundschaftsheim. Unter der Spaltung und ihrer Vertiefung durch Kriegsvorbereitung litt sein Innerstes ununterbrochen. Am 4. Oktober 1954 schrieb er: „Daß eine deutsche Regierung solche Aufrüstung betreibt, ist unverantwortlich, undeutsch, unchristlich. Da müssen wir wohl alle Hoffnung auf Wiedervereinigung aufgeben. Ich bin sehr traurig.“ Was mußte er nicht alles tragen und überwinden? Und wie er damit fertig wurde, das vermittelte seinen Mitmenschen Mut, Menschlichkeit, Gottvertrauen und Humor.

Kirby Page war in seinem Heimatlande USA als Friedensfreund und Schriftsteller weit bekannt. Seine weiten Reisen gaben ihm einen offenen Blick für die Zeichen der Zeit. Zweimal weilte er je 10 Tage im Freundschaftsheim mit Gruppen seiner Landsleute, die er durch viele Länder, auch nach Rußland führte. Er mußte Brücken schlagen, getrieben vom Geiste Jesu und durch seinen Weitblick.

Elsie Howard, eine englische Quäkerin, tat vor allem in den Jahren nach 1933 vielen Bedrängten an Leib und Seele wohl. Sie war eine tapfere, tätige Friedensfreiwillige, wie unsere Welt sie braucht. Ihr Herz gehörte dem Freundschaftsheim, das sie noch wenige Monate vor ihrem Tode besuchte, heiter wie auf dem Wege zur Verklärung.

NACHRUFE

Durch den Tod verlor das Freundschaftsheim in den ersten zehn Jahren seines Bestehens außer seinen beiden Vorsitzenden Staatsrat Heinrich Bövers und Oberstudienrat Leo Schultz noch mehrere seiner Mitbegründer und treuesten Freunde und Förderer. Zu ihnen gehörten

Dr. Friedrich Meyer zu Schwabedissen, ein Bielefelder Fabrikant, der bereits an den ersten vorbereiteten Beratungen über die Gründung des Heimes teilnahm und bis zu seinem Tode immer bereit war, zu raten und zu geben. In ihm verband sich Begabung und Interesse für wirtschaftliche Angelegenheiten mit regstem und unparteiischem religiösen und sozialen Verantwortungsbewußtsein.

Fritz Meier und Heinrich Alfmeier waren beide Bauern und Kirchenvorsteher der Gemeinde Petzen, in ihrem Wesen sehr verschieden, aber einig in Treue und Einsatz, wo es galt, die Friedensarbeit gegen Mißdeutungen und Verdächtigungen zu sichern und den Weisungen Jesu in der Frage des Krieges zu gehorchen. Ihnen beiden wie auch vielen anderen, die ihrem Beispiel folgten, hat das Freundschaftsheim auch dafür viel zu danken, daß das Unland des Heims zu Acker und Garten wurde.

„Vater“ Deventer und „Mutter“ Buhtz, ein Schaffner und eine Lehrerswitwe, waren unermüdliche Mahner zu mitmenschlichem Handeln. Sie selbst gingen, ungemahnt, immer beispielhaft voran in Hilfsbereitschaft für Alkoholgefährdete, Verfolgte und Notleidende aller Art. Beide kannten aus Erfahrung tiefe Not vom Rande der Verzweiflung. Aber sie überwandten alles und waren bis ins hohe Alter und ihre letzten Wochen hinein zum Verwundern rührig und tätig; nüchtern und doch immer hell begeisterungsfähig, verbreiteten sie Mut und Frohsinn mit strahlenden Mienen.

Das Freundschaftsheim im Urteil der Freiwilligen und Kursteilnehmer

Eine Stätte der Versöhnung

Als eine, die in schwerer Zeit dort wieder zurechtfinden durfte, kann ich nur bewegten und dankerfüllten Herzens zurückschauen in dem Wunsch, daß das Freundschaftsheim bleibt, was es in jenen ersten Jahren gewesen ist: eine Stätte echter Versöhnung, vor allem aber daß es jenen Geist behalte, der allein die Voraussetzung schafft zu wahrer menschlicher Begegnung. Und dazu gehört entgegen allem lauten Werben, Zwingenwollen und Propagieren – die Schlichtheit des täglichen Miteinanderlebens und -arbeitens, das Hören aufeinander in Liebe und Geduld, auch das Warten und Austobenlassenkönnen. Ja, ich habe viel gelernt für meine eigene Arbeit und immer wieder als richtig bestätigt gefunden, was ich im Freundschaftsheim erlebte. Gottes Segen für alle weitere Arbeit!

(Aus dem Brief einer Heimleiterin der Inneren Mission)

Was ich dem Freundschaftsheim zu danken habe

. . . Ich habe jetzt Zeit gehabt, über alles, was ich dort getan und gelernt habe, nachzudenken. Ich weiß jetzt, was ich Ihrem Heim verdanke. Ich bin im Verlauf der Studien Problemen begegnet, die mir neu waren; und ich habe gewisse Fragen von einer anderen Seite anzusehen gelernt. Ich gestehe, daß es mir zuerst schien, als führten die Studien zu keinem rechten Schluß, als verlören sich die entwickelten Gedanken im leeren Raum. Aber es schien nur so. Jetzt muß ich Ihnen sagen, wie froh ich darüber bin, daß ich länger als 2 Monate im Freundschaftsheim sein durfte. Ich betone nun deutlich: Jetzt weiß ich, was ich Ihrem Heim verdanke . . . Ich habe durch die Studien über die Friedensarbeit, über Rußland und China viel gelernt und durch das einfache Erzählen von Erfahrungen in Afrika und Indien sowie durch das Lesen in den Büchern und Zeitschriften. Die Bücherei im Heim ist sehr wichtig . . . Die Verbindung von körperlicher und geistiger Arbeit mag gewissen Leuten nicht recht sinnvoll erscheinen. Aber sie muß bleiben. Kartoffeln ausbuddeln, Gräben ausheben und in der Küche mit anderen zusammen aufwaschen, das schafft eine Gemeinschaft, die mir unbekannt war, wo das egozentrische „Ich“ verschwand, um durch das „Wir“, die Gruppe, ersetzt zu werden . . . Wie meine dortigen Kameraden sehe ich dies Heim jetzt auch als mein Heim an und werde mich sehr freuen, einmal dorthin zurückzukehren.

(Aus dem Brief eines französischen Studenten)

Neue Kräfte

Der Aufenthalt im F.-H. ist für mich immer wieder wertvoll, weil er mir neue Kräfte gibt, einem hohen Ziele nachzustreben. Es ist für mich auch ein Gewinn, mit so vielen selbstlosen Menschen bekannt zu werden. Das F.-H. gibt mir die Gewißheit: „Ich stehe mit meinem Willen nicht allein, wenn es in meinem Dorf oder selbst in Lehrerkreisen auch so scheinen mag.“ Die internationale Zusammensetzung der F.-H.-Gäste ist gut. Sie zeigt die weltweite Bedeutung und die Erfolge unserer Arbeit.

(Aus dem Brief eines Volksschullehrers)

Das Geheimnis des Freundschaftsheim

Das Gemeinschaftsleben war das Geheimnis des Freundschaftsheim. In Rasse, Weltanschauung, Lebensstil, Religion, körperlichen und geistigen Voraussetzungen völlig verschiedenartige Menschen treffen zusammen. Widersprüche tauchen auf, die niemals friedlich sich vereinen ließen, und doch im Freundschaftsheim schwand alles Trennende, und was blieb oder kam, es war das Gemeinsame, das Verbindende. Diese Verschmelzung der ursprünglichen Gegner erfolgte nie auf der Ebene eines faulen Kompromisses, sondern auf einer Ebene, zu der beide in Gemeinschaft hinauffanden! Ich selbst brachte mehr als genug Probleme und Vorurteile aller Art mit, was schon durch meine Vergangenheit bedingt war. Aber das erste „Du des Freundes“ und das tägliche Zusammenleben mit ihm brachte jede Wand von Mißtrauen zum Einsturz. Ich fand in den 2½ Monaten mehr edle Menschen als in 23 Jahren zuvor. Ich lernte zum ersten Male das Wort Menschheit als einen Begriff in der Wirklichkeit kennen.

(Aus dem Brief eines Freiwilligen aus Düsseldorf)

Gespräche in echter Toleranz

Ich möchte Ihnen noch einmal recht herzlich für die schönen Tage dort im Freundschaftsheim danken, die Sie und all Ihre Mitarbeiter mit viel Liebe für uns gestaltet haben. Wir wurden in eine Gemeinschaft aufgenommen, die uns zu verstehen suchte und uns half, unsere Fragen aufzuklären. Besonders wohlthuend empfand ich die Tatsache, daß wir trotz aller Gemeinsamkeit und Gemeinschaft kein „Kollektiv“ bildeten, das gezwungen war, das zu denken und zu sagen, was vielleicht gewünscht war. Jeder von uns hatte das Recht, seine Meinung zu äußern, ohne daß ihm ein Nachteil irgendwelcher Art entstand. Gerade durch diese echte Toleranz untereinander, kamen wir in ein Gespräch, in dem jeder seinen Standpunkt klar machen konnte. Dabei habe ich empfunden, daß so in rechter Weise Verständigung herbeigeführt wird, nicht nur mit den eigenen Landsleuten, sondern gerade mit den Vertretern der anderen Nationen. Diese Verständigung von Mensch zu Mensch ist eigentlich das Schönste, was ich vom Freundschaftsheim mitnehmen durfte. Aber auch all das andere – ich denke an



Eine Gruppe Freiwilliger beim Unterricht

die Fragen der Kriegsverweigerung – das wir geistig durchdrungen haben, bleibt in mir lebendig. Es kommt nur jetzt für uns darauf an, diese Fragen, die aufgeworfen wurden und die doch mehr oder weniger Theorie blieben, nun in unserem Alltag in irgendeiner Form Wirklichkeit werden zu lassen. Das geht natürlich nicht von heute auf morgen. Vielleicht zeigt sich unsere Arbeit erst nach Jahren;...

(Aus dem Brief einer jungen Lehrerin)

Menschen, die für ein Ziel arbeiten

Die schöne Zeit in Bückeberg liegt nun schon über eine Woche zurück, und mit ihr sind meine Semesterferien eigentlich beendet worden. Rückschauend auf die 3monatigen Ferien erkenne ich, daß die dreiwöchige Zeit, die ich im Freundschaftsheim nutzen durfte, der Höhepunkt, vielmehr die Krönung dieser drei Monate war, nicht, weil ich dort mit anderen Menschen eine vergnügte Zeit verbringen durfte, nicht, weil ich mich in der umgebenden stillen Berglandschaft erholen konnte, nicht, weil ich die Eigenarten und Charakterzüge der verschiedenen Ausländer studieren konnte.

Nein, was mir den schönsten Wert und meinen Ferien damit Sinn gegeben hat, war, daß ich im Freundschaftsheim Menschen treffen konnte, die für ein Ziel arbeiteten, das das vornehmste und menschenwürdigste aller Völker sein sollte.

Um den Weg zu diesem Ziel zu beschreiben, muß man eine harte Arbeit leisten, die nur durch Verzicht auf materielle Werte und Selbstentsagung getan werden kann. Es ist eine ernste Arbeit, denn sie soll ja nicht bei Worten bleiben, sondern Taten hervorbringen. Dieser Ernst, den ich so

deutlich im Freundschaftsheim gespürt habe, hat mich überzeugt, daß dieses Ziel: Frieden, Verständigung und Nächstenliebe keine Ideologien sind, sondern Ideale, die jeder Mensch verwirklichen kann, wenn er will.

Im Freundschaftsheim lernte ich Menschen kennen, nicht nur durch die Vorträge wie z. B. Gandhi, Bhave oder Jane Addams sondern ich konnte solchen persönlich begegnen, die diese Ideale verwirklicht haben und weiter verwirklichen werden. Es waren keine Staatsmänner und Politiker, sondern Menschen aus den verschiedensten Berufen, die mich tief beeindruckt haben, so daß ich wünsche, in meinem Leben auch einmal für dieses Ziel zu arbeiten. Es hat mich erfreut, daß dieser Geist, den das Freundschaftsheim ausstrahlt, getragen wird von Menschen aus allen Ländern. Gerade dieses stärkt den Mut und regt zu neuer Arbeit an und schafft eine Gemeinschaft, in der sich jeder wohlfühlt.

Ich wünsche Ihnen, daß Ihre Arbeit weitergetragen wird in alle Länder, daß die Völker lernen in Gemeinschaft und Frieden miteinander zu leben und dafür Opfer zu bringen. Möge unser deutsches Volk dieses bald auch erkennen!

(Aus dem Brief einer deutschen Studentin)

Ich bin innerlich reicher und fester geworden

Ich denke so oft ans Bückeburger Freundschaftsheim, – an irgendeine Situation, die ich dort erlebte, – oder ich empfinde einen Augenblick wieder die besondere Atmosphäre, die dort die Räume erfüllt, – neulich erappte ich mich, daß ich im stillen versuchte, einem Engländer etwas in seiner Sprache zu erklären, – manchmal hab ich richtig Heimweh nach dort.



Freiwillige beim Spiel

Sie fragten mich, was mir in den Tagen dort am besten gefallen hätte. Darauf bat ich, Ihnen die Antwort schriftlich geben zu dürfen, weil ich glaubte, mich dann besser erklären zu können. Nun aber merke ich, daß es mir nicht leichter fällt; denn, denke ich ans Freundschaftsheim, so ist mir, als stünde ich in einem großen Raum – ich selbst ganz klein und überwältigt von der Größe und dem Neuen, das ich irgendwo schon einmal ganz fern gespürt habe, und das mir nun ganz langsam bewußt wird, und ich sehe mich um, und ich merke wie klein ich bin und möchte wachsen – lernen – erfahren! – Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen, aber ich wollte sagen, daß die Eindrücke von den verschiedensten Seiten (politisch, geschichtlich, pädagogisch, religiös...) für mich so groß und z. T. neu waren, daß ich nicht recht weiß, was mir am besten gefiel und was mir am meisten bedeutete.

Auf der einen Seite habe ich feststellen müssen, wie wenig ein Mensch von der Wahrheit der Geschehnisse und Dinge in der Welt und darüber hinaus wissen kann und wieviel weniger noch davon ich weiß. Vielleicht ist es traurig, aber mir ist erst jetzt zum ersten Male wirklich bewußt geworden, wozu wir lernen und erfahren müssen.

Auf der anderen Seite bin ich irgendwie innerlich reicher und fester geworden. Denn schon lange war ich innerlich unzufrieden, besuchte Diskussionsabende wie „Glaube – Religion – Toleranz“ u. a. Keiner christlichen Glaubensrichtung konnte ich zustimmen und jetzt endlich finde ich im Freundschaftsheim das, wonach ich schon lange suchte und was – so scheint es mir jetzt – ich unbewußt ganz tief in mir längst empfand. Seit ich in Ihren Morgenfeiern von Jesus gehört habe, gibt es ihn auch für mich, beginne ich zu begreifen, was er uns in Wahrheit bedeutet!

(Aus dem Brief einer Studentin der Pädagogik)

Keine unpraktischen Träumer

Meine drei kurzen Wochen dort im Freundschaftsheim waren für mich so wertvoll wie nur irgend eine Zeit in meinem Leben, denn in der Gemeinschaft mit Ihnen allen erlebte ich die Schau des „Ganzen Lebens“ verwirklicht... Wie leicht hätte ich bis dahin bei dem Worte „Friedenszentrum“ die Achseln gezuckt und mir lebenswürdige utopische Idealisten vorgestellt, wäre an ihnen aber als unpraktischen Träumern vorbeigegangen! Jedoch soll (nach Jesu Gebot) Gottes Reich auf Erden kommen; und ich sehe jetzt neue Möglichkeiten, es unter den Menschen zu verwirklichen, selbst in dieser von Haß zerrissenen Welt.

Zuerst sei freilich gesagt, daß das Ideal niemals verwirklicht wird, und daß die Vielheit der Persönlichkeiten uns niemals in passiver Liebe untereinander und in gutem Leben ruhen lassen wird. Das Zusammenleben der Menschen miteinander wird immer eine Aufgabe sein, die genügt, sie „in Gang“ und tätig zu halten. Und in gewisser Hinsicht bin ich froh, daß es zwischen den Menschen Schwierigkeiten und Zusammenstöße gibt, auch im Freundschaftsheim. Wenn ich Kritik am Heim üben sollte, dann fiel mir dafür wohl als erster Fehler auf, daß die Organisation nicht genug ausgebildet ist, um jedem seine klare Aufgabe anzuweisen, was gelegentlich lästige Schwierigkeiten hervorruft. Aber ich bin doch froh, daß Sie fähig

sind, damit fertig zu werden, und Ihre Bemühungen auf das Wesentliche gerichtet halten: die Achtung vor dem, was in jedem Einzelmenschen einzigartig und wichtig ist, was in der Leistungstüchtigkeit einer starren Organisation in manchem Menschen niemals an die Oberfläche kommen könnte . . .

Mein Leib wurde lebendig erhalten durch die körperliche Arbeit, die jeder Leib zum Gesundsein braucht, und es war sinnvolle körperliche Arbeit, die wirklich befriedigte. Mein Geist wurde lebendig erhalten durch die führende Anregung Ihres tätigen Geistes und die all der anderen, die Sie ins Heim brachten, um uns lebendig und wach zu erhalten. Und meine Seele wurde dauernd von anderen Seelen eingeladen zum Geben und Nehmen in dem Austausch, der zwischen menschlichen Wesen als ein Wunder Gottes vor sich zu gehen vermag. Im Freundschaftsheim war das, was größer als unser armseliges Einzelselbst ist, ständig wahrnehmbar um uns und die Möglichkeit des vollen Lebens, die viel zu wenige von uns selbst in kühnsten Träumen ahnen.

Ich spreche die Sprache von Frau Asweh nicht, und sie spricht meine nicht. Trotzdem fanden wir bei den einfachsten groben Arbeiten zu einer Fähigkeit der Verständigung, die in Fürsorge für das Wohl der Mitmenschen unserer gequälten Welt Heilung bringen könnte, wenn mehr Menschen eine Vorstellung davon hätten, daß es möglich ist. Und meine Freundschaft mit ihr ist vielleicht noch klein im Vergleich zu der, die ich mit einer großen Seele wie Frau Illsley und mit einigen Freiwilligen entdeckte . . .

Das Heim wird mir eine stete Mahnung sein, daß ich niemals nachlasse und die Torheiten des Hasses, des Krieges und des Nichtverstehens etwa als unvermeidlich zwischen den Menschen hinnehme. Ich fürchte keinen Stillstand mehr, sondern bin mir bewußt, daß fortschreitendes Wachstum möglich ist und nur als Ergebnis tätigen, unnachgiebigen, aber immer belohnten Versuchs wirklich ist.

(Aus dem Brief eines amerikanischen Freiwilligen)

Evald Gunnarsen

Ist's Licht für die Gelehrten bloß . . . ?

Die Entwicklung der skandinavischen Volkshochschulen

An anderer Stelle in dieser Schrift berichtet Pastor Mensching von den vier Vorbildern des Freundschaftsheim. Dabei werden auch die skandinavischen Volkshochschulen genannt.

Schulen als Bindeglied zwischen gestern, heute und dem neuen Morgen

Soll die Schule eines Landes selbständige Wirkung auf die Kultur und Politik des Landes ausüben, oder soll sie nur diese Kultur und Politik widerspiegeln? Hatte die bekannte schweizerische Pädagogin, Elisabeth Rotten, recht, als sie 1924 auf einer internationalen Schultagung in Dänemark sagte: „Die Schule muß aufhören, ein Werkzeug für herrschende Ge-

dankengänge zu sein; sie sollte es als ihre Aufgabe erkennen, in ein neues Zeitalter hineinzuführen. Sie hat, wie keine andere Einrichtung der Welt, die Möglichkeit, Bindeglied zu sein zwischen gestern und heute und dem neuen Morgen, das die ganze Welt ersehnt“?

Es gibt jedenfalls eine Schule, eine Gruppe von Schulen, die entscheidend dazu beigetragen hat, die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse ihres Landes radikal zu ändern, teilweise gegen den Willen der regierenden Schicht. Das ist die dänische Heimvolkshochschule. Heute noch ist diese Schule eine wichtige Kraft in der politischen und kulturellen Erziehung des Volkes. Und eine ständig wachsende Zahl von Ländern, insbesondere von denen, die jüngst ihre Selbständigkeit gewonnen haben, bauen sich solche Einrichtungen, die ihren Völkern in „das neue Morgen“ hinein-helfen sollen.

Diese Schulform besteht jetzt seit über 100 Jahren. Sie wurde 1844 in Dänemark gegründet, und sie ist der einzige originale Beitrag dieses Landes im pädagogischen Bereich.

Bischof Grundtvigs Idee

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gingen vier große Volksbewegungen über Dänemark: die liberale, bürgerliche Bewegung, die Bauernbewegung, die religiösen Erweckungen und das nationale Erwachen. Auf ihren Fahnen standen: Politische Freiheit, soziale Freiheit, religiöse Freiheit und nationale Freiheit. Die Bewegungen gingen durch verschiedene Schichten des Volkes, aber man kann sie alle in einem einzigen Manne finden, und die vier Freiheiten in dem, was er „geistige“ Freiheit nannte.

Der Mann ist Bischof N. F. S. Grundtvig (1783–1872). Er ist der Riese in der dänischen Geschichte des 19. Jahrhunderts. Der deutsche Professor A. H. Hollmann drückt es in seinem ausgezeichneten Buch über die dänische Volkshochschule sehr kategorisch aus: „Ohne Grundtvig gäbe es heute vermutlich keine dänische Kultur“!

Grundtvig war ursprünglich kein Demokrat im modernen Sinne des Wortes. Als die Forderung nach einer Volksregierung ständig wuchs und es allmählich klar wurde, daß sie früher oder später den von Grundtvig eigentlich bevorzugten Absolutismus ablösen mußte, wurde er aber von dem Gedanken ergriffen, und meinte, daß die Volksregierung dem Volke von Nutzen werden könnte, wenn dem Volke die notwendige Aufklärung als Voraussetzung der Volksregierung gegeben würde, nämlich eine Aufklärung, die nicht nur Wissen, sondern auch Urteilsvermögen mitteilen wollte. Das Volk und die Mitglieder des „völkischen Staatsrates“ mußten Sinn dafür bekommen, was er „das allgemeine Wohl“ nannte, und sie brauchten eine lebendige Vorstellung von all dem, das gemeinsam ist.

Er war von den neuen pädagogischen Gedanken seiner Zeit stark beeinflusst, besonders von Rousseau und Pestalozzi. Auch mit Herder und Fichte hatte er sich eingehend beschäftigt; er hat z. B. Ideen von Fichtes Zehnter Rede an die deutsche Nation übernommen. Die Vorstellung von der praktischen Ausführung seiner Schulgedanken stammt aus England, wo Grundtvig, auf mehreren Reisen, von dem freien College-Leben begeistert wurde.

Seine Schule sollte eine Volkshochschule sein, wo Studenten und Bauernjungen zusammensitzen sollten. „Professoren und gelehrte Leute können und sollen offenbar nur sehr wenig auf einmal sein“, schreibt er, „aber dänische Bürger, aufgeklärte und nützliche Bürger sollen wir alle sein.“ Oder, wie er es in einem von seinen unzähligen Gedichten, von denen noch eine Menge jeden Tag als Lieder gesungen wird, ausdrückt:

*Ist's Licht für die Gelehrten bloß
zu recht – und schlechtem Lesen?
Der Himmel schenkt es grenzenlos
und gönnt's auch andern Wesen!*

Das dänische Volk bekam seine politische Freiheit, eine freie Verfassung im Jahre 1849. Es war nicht die erste freie Verfassung der Welt, und glücklicherweise sind danach noch viele hinzugekommen. Nirgendwo anders aber ist zur selben Zeit eine Schule entstanden mit dem Zweck, die erwachsenen Bürger im Gebrauch der Verfassung und über ihre neuen Rechte und Pflichten zu unterrichten!

Grundtvig selbst hat sich nur wenig mit der Praktizierung des Volkshochschulgedankens beschäftigt. Die erste Schule dieser Art in Dänemark – und somit in der Welt – wurde 1844 in Nordschleswig eröffnet, auf Grund seiner Idee, aber ohne seine Mitwirkung, unter Leitung eines Universitätsprofessors.

Kolds Bauernvolkshochschule

1851 wurde aber die Schule gegründet, die den größten Einfluß auf die Entwicklung der Volkshochschulen bekommen sollte. Der Mann, der dadurch in die Geschichte trat, war ein Schustersohn, ein Seminarist, Christen Kold. Sein Schulgebäude war ein altes Bauernhaus in Ryslinge, Fünen. Die äußeren Verhältnisse waren höchst bescheiden, Kold selbst war wie die einfachsten Bauern gekleidet, er hielt Schule in den fünf Wintermonaten von November bis Ende März, wenn die jungen Bauernsöhne am besten von der Landarbeit entbehrt werden konnten, und er aß und schlief mit den Schülern. Auf Kold ist es zurückzuführen, daß die Volkshochschule zuerst eine Bauernschule wurde; aber auch, daß der Vortrag einen zentralen Platz in der Schularbeit bekam, ein Vortrag, der etwas ganz anderes als eine Predigt oder eine akademische Vorlesung sein will. Ein Zeitgenosse beschreibt Kold als einen Sokrates, der in seinem Stuhl sitzt, umgeben von einer Menge von Bauern und Bauernmädchen. Er sprach mit diesen Menschen in einer solchen Weise, daß er immer etwas in ihnen weckte und so, daß sie es nie vergaßen. Grundtvig nannte ihn den größten Pädagogen Dänemarks, ja des Nordens, vielleicht der ganzen Welt!

Die Volkshochschule bewährt sich in politischen und wirtschaftlichen Spannungen

Von 1844 bis 1864 wurde der Volkshochschulsame gesät, 1863 waren es erst 15 Schulen mit 500 Schülern. Dann kam „die große Hochschulzeit“. In drei Jahren wurden 25 neue Schulen errichtet! 1875 betrug die Zahl der

Schüler 4000! Verschiedene Umstände wirkten daran mit; unter diesen war der sehr wesentliche und merkwürdige, daß das Volk auf drei verschiedenen Gebieten eine Niederlage erlitten hatte: national, politisch und wirtschaftlich. In allen Bereichen wurde die Niederlage durch zähe Arbeit des einfachen Volkes zum Siege gewendet. (Noch ein Beweis der Richtigkeit der „Herausforderungstheorie“ des englischen Historikers Arnold Toynbee!) Und das wäre ohne die Volkshochschule kaum möglich gewesen, – jedenfalls hätte dieser Wandel länger gedauert.

Die nationale Niederlage ergab den Verlust Schleswigs nach dem Kriege mit Preußen 1864. Die Volkshochschulen trugen im bewahrten Reichsgebiet dazu bei, das Gemeinschaftsgefühl mit den Landsleuten südlich der Grenze wach zu halten bis zur Wiedervereinigung mit Nord-schleswig 1920.

Der politische Verlust bestand in der Veränderung der Verfassung 1866, wodurch die Großgrundbesitzer sich ein privilegiertes Wahlrecht verschafften. 6 Jahre später gewann die Bauernpartei zum erstenmal die Mehrheit im Parlament. Es folgte ein innerpolitisches dreißigjähriges Ringen. Der Verfassungskampf wurde die große politische, praktische Schule des Volkes, aus der die Demokratie als ein reifes Gebilde hervorging ohne eigentlichen gewaltsamen Übergang und in so harmonischer Übereinstimmung mit der Entwicklung der Gesamtkultur wie kaum in irgendeinem anderen Lande in Europa. Und das ist zum Teil das Verdienst der Volkshochschule. Einmal darum, weil viele von den Politikern durch sie menschlich und politisch wach geworden waren. Aber auch, weil die Volkshochschulmänner sich bei dem Kampf direkt und aktiv beteiligten. Mehreren von ihnen wurde die Staatsunterstützung genommen, und andere verzichteten freiwillig darauf unter Protest. Ein Vorsteher (Rektor) sagte, es sei eine Ehre für die Volkshochschulen, daß die Regierung in ihnen ihren Hauptfeind erblicke.

1901 siegte das Volk zum zweitenmal, die Bauern setzten in diesem Jahre das parlamentarische System durch. Bis zum Jahrhundertwechsel hatte man in Dänemark – als einzigem Lande – den abnormen Zustand, daß die Stadtbevölkerung im großen ganzen konservativ war, während die Bauern das politisch fortschrittliche Element bildeten!

Dazu trugen aber auch die wirtschaftlichen Verhältnisse bei. Auch auf diesem Gebiet war eine Krise eingetreten. Bis etwa 1870 war Korn die wichtigste Ausfuhrware, aber jetzt traten Rußland und USA als übermächtige Konkurrenten auf dem europäischen Markt auf. Statt wie in fast allen anderen Ländern Zollmauern zu bauen und Staatszuschüsse zu fordern, stellten dänische Bauern ihre Erzeugung auf Butter und Speck um. Das konnte nur durch enge Zusammenarbeit durchgeführt werden, und so entstand die vorbildliche Genossenschaftsbewegung. Eine Elastizität, wie eine so schnelle Umstellung es erforderte, mußte aber eine recht hohe Bildung und Verantwortungsgefühl als Voraussetzung haben, und diese Voraussetzung war eben durch die Volkshochschule geschaffen. In den Volkshochschulen wurde kein Unterricht in Genossenschaftsarbeit gegeben, aber die Verbindung zwischen den beiden Bewegungen war doch so eng, daß ein Engländer auf Besuch glaubte, Grundtvig sei Butterproduzent!

Die dänischen Volkshochschulen unserer Zeit

Heutzutage besteht keine Feindschaft mehr zwischen Staat und Volkshochschule. Im Parlament (Folketing) sind etwa $\frac{1}{4}$ der Mitglieder ehemalige Volkshochschüler. In den Gemeinderäten sitzen noch mehr. Die Volkshochschule hat auch heute noch Einfluß auf die Politik, weil sie Einfluß auf die Politiker hat. Sie ist so lebendig wie immer. Die Schüler (im Alter von 18 bis 25 Jahren) lernen demokratisches Zusammenleben und Verantwortung durch fünf- bis sechsmonatiges Leben miteinander und mit den Lehrern. Sie bekommen politische (aber nicht partei-politische) Belehrung durch Unterricht und Diskussionen über Gemeinde- und Staatskunde, Geschichte, Soziologie, Geographie, Volkswirtschaft usw. Und eine persönliche Bildung durch Literatur, Kunst, Psychologie, Musik, Laienspiel, Gymnastik, Basteln tritt hinzu. In dieser Schulform wird an den ganzen Menschen gedacht.

Ein Zehntel des dänischen Volkes geht durch diese Schule – ohne Examen. Es ist heute noch, wie zur Zeit Grundtvigs, die Hauptaufgabe der Volkshochschulen, den Schülern Sinn für das allgemeine Wohl beizubringen. Und es leuchtet ja ein, daß man in einem solchen Fach wie „Interesse für das allgemeine Wohl“ keine Prüfung machen kann. Die Volkshochschule ist die Schule, die – im Gegensatz zu allen anderen Schulen – für eine Zeit die Schüler zum Halten bringen soll. „Sie müssen“, wie es der Kultusminister in einer Ansprache an eine Versammlung von Volkshochschullehrern ausdrückte, „haltmachen, um mit Sokrates zu sprechen.“ Es sollen nicht nur Schulen für diejenigen sein, die in der Gesellschaft vorwärts, aufwärts wollen, sondern auch für diejenigen, die das bleiben wollen, was sie schon sind. Die Volkshochschulen wollen ihren Schülern helfen, etwas zu gewinnen, wofür, nicht wovon sie leben können. Wie die Kindergärten mit den Kindern nichts schaffen wollen außer Wachstum, so etwa verfahren die Volkshochschulen mit ihren Schülern.

Die meisten Schüler kommen immer noch vom Lande, auch wenn heute nur 20 Prozent der dänischen Bevölkerung von der Landwirtschaft lebt. Aber die Zahl der Schüler aus den Städten wächst dauernd und beträgt jetzt 15–20 Prozent. Mit den Volkshochschulschülern wird das Bedürfnis über das ganze Land verbreitet, sich zu versammeln und Vorträge anzuhören. Um Räume dafür zu haben, wurden „Versammlungshäuser“ gebaut, – in den innerpolitischen Kampfbjahren oft wegen des Verbotes, politische Versammlungen in der Volksschule zu veranstalten. In diesen Häusern regt sich immer noch ein wesentlicher Teil des politischen und kulturellen Lebens auf dem Lande; das Land ist in etwa 1300 Gemeinden eingeteilt, und es gibt 1400 Versammlungshäuser! Vor jeder Wahl finden hier die politischen Wahlversammlungen statt, und zwar – was einem Bundesrepublikaner wohl erstaunlich ist – werden diese Versammlungen während der Wahlschlacht fast nie von nur einer Partei veranstaltet, sondern Vertreter von zwei, drei, vier oder fünf Parteien begegnen in derselben Veranstaltung den Wählern. Das führt notwendigerweise zu einem sorgfältigeren Umgang mit den Tatsachen, was der Demokratie gar nicht schadet. Und die Wähler werden nicht nur einseitig unterrichtet.

Während der deutschen Besatzung im zweiten Weltkrieg wurden Demo-

kratie und demokratische Gesinnung auf eine harte Probe gestellt; mit relativ wenigen Ausnahmen wurde die Prüfung bestanden. Im August 1943 trat die Regierung zurück, und eine neue wurde nicht gebildet. Das Parlament wurde ausgeschaltet. September 1944 wurde die Polizei verhaftet und ins KZ geschickt. Bis zum Kriegsende mußte das Volk also sich selbst regieren und Ordnung halten. Das geschah. Und das wäre wohl nicht möglich gewesen, wenn die Kultur nur Ornamentik gewesen wäre, und alle Rede von „der Volksgemeinschaft“ leere Worte.

Die zwischenvölkische Bedeutung der skandinavischen Volkshochschulen

Die Volkshochschulbewegung hat sich früh nach den übrigen nordischen Ländern verbreitet. Die ersten Volkshochschulen wurden 1864 in Norwegen, 1868 in Schweden und 1889 in Finnland errichtet. In Dänemark gibt es jetzt etwa 60 Volkshochschulen, in Norwegen 78, in Schweden 90 und in Finnland 83.

Die Volkshochschulen nahmen ständig teil an dem gewaltlosen Kampf für die nationale, kulturelle und politische Freiheit, den diese Völker teilweise gegeneinander führten. Gleichzeitig waren sie aber auch eine treibende Kraft in dem Prozeß, der die nordischen Völker zusammenführt, einem Prozeß, der immer noch im Gange ist. Ein bekannter Dichter und Volkshochschulmann schrieb vor kurzem: „Du mußt lernen ICH zu sagen, bevor Du WIR sagen kannst; Du mußt etwas in Dir selbst werden, bevor Du etwas für andere sein kannst.“ Er dachte an die Persönlichkeitsbildung, aber seine Maxime drückt den Leitgedanken aus, den die Volkshochschulen in ihren zwischenvölkischen Bestrebungen hatten und haben. Das Internationale, oder besser: das Zwischenvölkische spielt eine immer größere Rolle im Unterricht der Volkshochschulen. Durch Zeitungen, Rundfunk und Film haben die meisten jungen Menschen heute eine Menge Eindrücke von der Umwelt, zunächst von sozialen, wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen, aber in geringem Grade vom kulturellen und historischen Hintergrund. Sie wissen deshalb mehr als sie verstehen. Da hilft die Volkshochschule.

Die Volkshochschulbewegung außerhalb Skandinaviens

Außerhalb der nordischen Länder ist es der Volkshochschule schwieriger gewesen, Fuß zu fassen. Am besten ist es ihr wohl in der Bundesrepublik gelungen. Hier gibt es etwa 15 Heimvolkshochschulen, die nach skandinavischem Muster betrieben werden, also als Internatschulen mit mehrmonatigen Lehrgängen in allgemeinbildenden Fächern und ohne Examen. In England, Holland und der Schweiz gibt es Anfänge.

In weit fernerer Ländern hat man nun die Bedeutung dieser Schulform entdeckt. Nämlich dort, wo man nationale Freiheit und Selbständigkeit gewonnen hat. Hier steht man in einer Lage, die der dänischen vor 100 Jahren etwas ähnlich ist. Es sind Völker, die Unterricht brauchen, wie sie ihre neuen Bürgerrechte verwenden können. Von diesen Ländern wird ein Strom von Pädagogen, Beamten des Kultusministeriums usw. nach Skan-

dinavien geschickt, um da Erwachsenenenerziehung zu studieren. (In einigen besonders bevorzugten Volkshochschulen kommen die Vorsteher und Lehrer fast nie zum Arbeiten, weil sie ständig zeigen müssen, wie sie arbeiten!) Als Lehrer an einer dänischen Volkshochschule hatte ich ein Gästebuch mit merkwürdigen Schriftzeichen und Namen aus Japan, Indonesien, Ceylon, Indien, Pakistan, Iran, Israel, Ghana, Nigeria, Ägypten usw. ... Die meisten statteten nur kürzere Besuche ab, andere aber blieben mehrere Monate oder sogar einen ganzen Winterlehrgang und haben dänisch gelernt. Von alledem, was aus diesen Tausenden von Studienbesuchen in Skandinavien herauskommt, sollen bloß zwei Beispiele erwähnt werden:

Die Dienststelle für Erwachsenenbildung im indischen Staat Mysore hat schon mehrere von den Vorsitzenden nach Dänemark gesandt. Der jetzige ist schon zweimal dagewesen, und er schickt in diesem Jahr vier von seinen Schulrektoren auf die lange Reise, um an Ort und Stelle zu untersuchen, wie die Einrichtung sich bewährt, die einmal eine arme und rückständige Bauernbevölkerung aus altem Stillstand heben und sie dazu anregen könnte, Bauern in einer neuen Weise zu sein. Man will natürlich keine dänischen Volkshochschulen in Mysore errichten, sondern indische. Bis jetzt sind in Mysore schon fünf Volkshochschulen gegründet, und man hofft bald insgesamt 12 haben zu können. In diesen „Vidyapeethas“ werden einige junge Dänen die ersten Jahre als Mithelfer angestellt, erfahrene Volkshochschullehrer. Außer den augenblicklichen Wirkungen kann man sich ja leicht vorstellen, welche Bedeutung diese Mitarbeit für die künftigen Beziehungen zwischen den beiden Ländern haben wird. Als Nehru im Sommer 1957 Dänemark besuchte, wollte er auch eine Volkshochschule sehen, und da hat er seine Freude darüber ausgesprochen, daß auch sein Land jetzt solche Schulen hat. Über der Eingangstür einer der Vidyapeethas hat der Leiter die Porträts von Gandhi, Tagore und Grundtvig aufgehängt!

Das andere Beispiel, das hier erwähnt werden soll, stammt aus Ghana, einem anderen Lande mit neugewonnener Freiheit. In den letzten paar Jahren war ein jüngerer dänischer Volkshochschullehrer Mitarbeiter der Universität in bezug auf ihre volksaufklärende Tätigkeit. Unter diese Tätigkeit fällt eine Volkshochschule, die schon 1954 im nördlichen Teil auf Anregung der Bevölkerung errichtet wurde. Man hat lange einen dänischen Leiter gesucht, aber die Forderungen waren sehr eigenwillig und ausgefallen. Er sollte nicht nur Lehrer sein, sondern auch Ausbildung als Handwerker haben, weil er in Ghana sowohl die Volkshochschulschüler unterrichten, als die umgebende Bevölkerung zum Zimmerhandwerk heranzubilden mußte. Eine noch schwierigere Forderung war, daß die Frau dazu fähig sein müsse, das Amt einer Wirtschafterin der Schule zu übernehmen und den Frauen in den umliegenden Dörfern Unterricht in Kinderpflege und Hygiene zu geben und ihnen als Hebamme zu helfen. Eine solche Konstellation gibt's vielleicht nur einmal, aber man fand sie! Ditlev Petersen war jahrelang als Schiffszimmermann in der ganzen Welt gesegelt und hatte sich nachher als Lehrer ausgebildet, um eine Stellung an der Arbeiter-volkshochschule in Roskilde zu übernehmen. Seine Frau ist als Krankenschwester und Hebamme ausgebildet. Jetzt sind sie unterwegs nach Afrika, um das ihrige dazu beizutragen, einem Volke in den neuen Morgen zu helfen.

Eine Schule für mitmenschliche Erziehung

Es wird oft der Einwand erhoben: Jawohl, in den jungen Staaten im Aufstieg ist die Volkshochschule sicher nötig, aber im Abendlande sind alle anderen Schulformen jetzt so entwickelt und wirksam, daß eine solche Schuleinrichtung nur überflüssig und zeitraubend ist.

Ich glaube aber, daß sie gerade hier eine Aufgabe hat wie nie zuvor und nirgendwo anders. In einer Gesellschaft, die von ihren Mitgliedern immer größere Nutzleistung fordert und jeden einzelnen in ein immer engeres Spezialgebiet drängt, brauchen wir eine Schule, die Zufluchtsort und Synthese darbietet. Eine Schule, die nichts anderes will, als uns das lehren, was heute und hier mindestens ebenso schwierig ist als damals und dort: Mensch, M i t mensch zu sein. Das scheint wohl vielen eine ziemlich nutzlose Schule zu sein. Die 2300 Jahre alten Worte von Aristoteles sind aber immer noch gültig: „Überall nur das Nützliche zu suchen, ziemt nicht den freien Persönlichkeiten!“ Und gerade in unseren wirtschaftswunderlichen Ländern ist die freie Persönlichkeit in Gefahr. Im östlichen wie im westlichen System steht der Mensch durch die Forderung nach Nutzleistung und Spezialisierung, durch Wohlstands- und Sicherheitsjagd und durch die alle beherrschende Angst in Gefahr, auf ein „Zoon Politikon“ (um nochmals ein Wort von Aristoteles zu gebrauchen) herabgesetzt zu werden.

Das schlichte Bauernhaus in Ryslinge ist von prächtigen Gebäuden abgelöst worden. Die revolutionierenden Gedanken von Kold und Grundtvig leben aber weiter. Auch die neuen Häuser bilden den Rahmen einer Schulform, die – immer noch – nicht nur ein Werkzeug der herrschenden Gedankengänge ist. Sie zeigt dem Westen und dem Osten, den Abendländern und den Morgenländern e i n e s von den brauchbaren Bindegliedern zwischen gestern und heute und dem neuen Morgen, das die g a n z e Welt ersehnt.

Hans Gressel

Von der Verantwortung des Lehrers für die Erziehung zur Freiheit und zum Frieden

Über den richtigen Gebrauch der Freiheit

Eine wichtige Aufgabe des Lehrers im demokratischen Staat ist die Erziehung zum richtigen Gebrauch der Freiheit. Dazu gehört nicht nur, daß wir die Grenzen gegenüber dem Nebenmenschen einzuhalten wissen. Dazu gehört auch, daß wir es lernen, uns im Raum der Freiheit zu bewegen. Zu viele Menschen sind noch nicht gewöhnt, ihre Freiheit zum Besten der Gesamtheit zu gebrauchen. Manch einer hat Angst vor dem Risiko der Freiheit, und so überträgt er sein vornehmstes Recht mehr oder weniger unbewußt auf eine Gruppe, eine Partei, einen anonymen Staatswillen und beugt sich irgendeinem Kollektiv, anstatt den Versuch zu machen,

sich als freie, selbstdenkende Persönlichkeit dem Kollektiv gegenüber durchzusetzen. Man scheut die verantwortliche Entscheidung, es mangelt allenthalben an Zivilcourage. Jeder Staatsbürger sollte es aber wissen, daß es sein Recht ist, seine Meinung seinem Gewissen gemäß zu vertreten, unabhängig davon, ob seine Mitbürger im Augenblick damit einverstanden sind. Wer in wichtigen religiösen, politischen und sozialen Fragen seine Freiheit nicht gebraucht, trägt dazu bei, daß der Raum der Freiheit schrumpft.* Und gerade der Lehrer muß Stellung beziehen. Die Flucht vor einer persönlichen Stellungnahme ist nicht zu verantworten, er muß die heißen Eisen schon anpacken. Sittliche Verantwortung und wissenschaftliche Sachtreue werden ihn dabei leiten. Bei der offenen Aussprache zwischen Lehrer und Schüler darf der Lehrer dem Schüler weder eine gegensätzliche Auffassung übernehmen noch ihm seine eigene Meinung aufdrängen. Natürlich muß er andererseits seine eigene besondere Meinung vertreten und begründen. Wie sollen denn die Schüler auch eine eigene Meinung entwickeln und erarbeiten, wenn der Lehrer keine hat oder vertritt?

In den Richtlinien für den Geschichtsunterricht in Nordrhein-Westfalen heißt es dazu: „Zwar setzt der lebendige Geschichtsunterricht den eigenen Standpunkt des Lehrers voraus („Gesinnungslosigkeit und wissenschaftliche Objektivität haben keinerlei innere Verwandtschaft“ Max Weber). Niemals darf er ihn aber zur verpflichtenden Norm für die Schüler machen. Im Unterrichtsgespräch müssen gegensätzliche Meinungen, auch radikale Urteile der Schüler zur Geltung kommen, wobei der Tatsache Rechnung zu tragen ist, daß jede geistige Entscheidung radikal ist, ihre Anwendung bzw. ihre Verwirklichung aber getragen sein muß von der Achtung gegenüber den Entscheidungen anderer.“

Die Fähigkeit, seine eigene Meinung darzustellen, die Anschauungen des anderen zu hören, Sachlichkeit, kritischer Sinn, die Anerkennung der Wahrheit, auch wenn sie unangenehm ist oder den eigenen Parteauffassungen entgegensteht: das sind die besten Früchte solcher Erziehung. Hinzu kommen dann die Möglichkeiten, die das Wirken in der Schülermitverantwortung gewährt: die Pflege der Kameradschaft, die Übernahme kleiner Pflichten, die Entwicklung von Toleranz und Ritterlichkeit bei der gemeinsamen Arbeit im Dienste der Schulgemeinde.

Die Mittelpunktstellung der religiös gegründeten Ethik

Alles in allem genügt es somit nicht, nur Wissen zu vermitteln, ohne gleichzeitig die Gewissen zu wecken. Hier liegt eine ganz wichtige Aufgabe des gesamten Unterrichts. Die vornehmste Pflicht aber ist es, ein Wertebewußtsein zu entwickeln, ein Gefühl für die Rangordnung der Werte zu wecken und an einem politischen Ethos mitzuformen. Denn allgemein herrscht eine erschreckende, geradezu ansteckende Gleichgültigkeit den entscheidenden sittlichen Aufgaben gegenüber. Es ist kein Zweifel, die Menschheit krankt daran, daß die religiös gegründete Ethik und das sittliche Handeln nicht die Mittelpunktstellung haben, die ihnen zukommt. Die wahre Ordnung der Werte spiegelt sich im Bewußtsein der meisten

*) Vgl. Milton Mayer: „Die Pflicht zur Freiheit“ in der Stimme der Gemeinde, Jg. 1953.

Menschen in kläglichen Verzerrungen. Es ist erschütternd zu beobachten, wie häufig genug die öffentliche Meinung beherrscht wird von Menschen, die man nur als wertschwachsichtig bezeichnen kann. Die Werte, die sie zu sehen vermögen, sind ärmlich und dürftig und gehören überwiegend den niederen Wertkreisen des Angenehmen und Nützlichen an. Die höheren Lebenswerte (Ehrfurcht vor dem Leben), die geistigen Werte, die Werte des Heiligen werden ohne jede Ehrfurcht bedenkenlos geopfert und mißachtet.

Das öffentliche Leben der Staaten unserer Zeit leidet schwer unter der Erscheinung des „Massenmachiavellismus“. Man ist leichtfertig der Meinung, der Staat dürfe alles tun, was seine Zwecke fördert. Im Dienste des Staates wiege die Frage nach Recht und Unrecht gering, allein entscheidend sei der Nutzen, der Erfolg. Von dieser Auffassung, der die politische Wirklichkeit allerdings weithin entspricht, gehen verheerende Wirkungen auf die Sittlichkeit des einzelnen aus, der mit seinem amoralischen politischen Denken und Handeln dann wieder der Gesamtheit unmeßbaren Schaden zufügt. Aus diesem Teufelskreis herauszukommen, ist des Schweißes der Edlen wert. Das politische Gewissen der Jugend dafür zu wecken, an der Versittlichung des eigenen Staates mitzuarbeiten, echte Vaterlandsliebe vor allem in dieser Richtung zu suchen, das gehört zu den wichtigsten Aufgaben, die uns heute im politischen Bereich neben der Wiedervereinigung und der Erhaltung der Freiheit und des Friedens gestellt sind.

Die Rolle der Friedenserziehung in den Lehrplänen

Wie dringlich und geradezu lebensnotwendig die Erhaltung des Friedens ist und damit die Konzentration auf diese Aufgabe, kann an folgenden Äußerungen von drei weltbekannten Forschern abgelesen werden, die angesichts des Mißbrauchs der Atomkräfte zum Umdenken antreiben:

„Wir brauchen eine wesentlich neue Denkungsart, wenn die Menschheit am Leben bleiben soll“ (Einstein).

„Das erste was geschehen muß, um der Barbarei Einhalt zu tun, ist und bleibt, der Mensch muß sich wandeln“ (Born).

„Wer weiter lebt wie bisher, hat nicht begriffen, was droht... Ohne Umkehr ist das Leben der Menschheit verloren. Will der Mensch weiterleben, so muß er sich wandeln“ (Jaspers).

Auf dem Teilgebiet der Wandlung des Menschen durch Friedenserziehung hat wiederum der Lehrer so große Aufgaben, daß man zugleich traurig werden kann darüber, wie selten sie angepackt werden, und daß man sich wundern muß, wie wenig die Möglichkeiten mutig genug ausgenutzt werden, die von den Kultusministerien der deutschen Länder in der Bundesrepublik gegeben worden sind. Wir wollen uns die Lehrpläne Nordrhein-Westfalens, des größten deutschen Landes, daraufhin ansehen. Außer dem Unterricht in Geschichte und Gegenwartskunde hat natürlich auch der Religions- und Deutschunterricht große Bedeutung für die Erziehung zum Frieden. Gewiß kann man auch noch an den Geographieunterricht und an einige andere Fächer denken.

In den Richtlinien und Erlassen für die Politische Bildung Nordrhein-Westfalens (A. Henn-Verlag Ratingen) ist das Schulgesetz vom 8. 4. 1952

abgedruckt. Darin heißt es u. a.: „Ehrfurcht vor Gott, Achtung vor der Würde des Menschen und Bereitschaft zum sozialen Handeln zu wecken, ist vornehmstes Ziel der Erziehung. Die Jugend soll erzogen werden im Geiste der Menschlichkeit, der Demokratie und der Freiheit, zur Duldsamkeit und zur Achtung vor der Überzeugung des anderen, in Liebe zu Volk und Heimat, zur Völkergemeinschaft und Friedensgesinnung.“

In den Richtlinien für die Politische Bildung selbst finden sich neben Bemerkungen über die Rolle der Macht und das Problem der Verteidigung Formulierungen, die eine Friedenserziehung ganz entschieden unterstützen. Zunächst wird ausgeführt, daß dem Schüler klar werden soll „daß zum Wesen des Staates notwendig Macht gehört, und zwar Machtausübung nach innen und außen . . . Der Schüler muß die Einsicht erlangen, daß die Handhabung der Macht ethischen Normen zu unterstellen ist und daß die Ausübung der Staatsgewalt nur berechtigt ist innerhalb der Schranken von Recht und Sittlichkeit . . . Im Verhältnis des einzelnen zum Staat kann es aber auch zu schweren Gewissensentscheidungen kommen. Das wird an keiner Stelle so deutlich wie bei dem Problem der Verteidigung, das zu lösen jeder Zeit, auch der unsrigen, aufgegeben ist.“ Es folgen einige weitere Sätze über das Recht und die Pflicht zur Verteidigung, wobei ja vor allem zu überlegen wäre, in welcher Weise Verteidigung heute denkbar und sittlich zu verantworten ist.

Dann wird aber der Blick auf die zwischenstaatlichen Einrichtungen gelenkt, und es heißt dort über die Aufgaben des Geschichtsunterrichts für den Schüler (S. 23): „Die Geschichte soll ihn lehren, daß ein Ausgleich von Gegensätzen zwischen den Staaten und ein Zusammenschluß von Staaten und Staatengruppen möglich und das Fernziel des Menschheitsstaates und des dauernden Weltfriedens keine Utopie ist.“

Wesentlich für eine Friedenspädagogik sind auch die beherzigenswerten Ausführungen des Deutschen Ausschusses für Erziehungs- und Bildungswesen in dem Gutachten „Osteuropa in der deutschen Bildung“ (a. a. O. S. 78 ff.). Es wird dort u. a. hingewiesen auf die oft ungenügende und falsche Vorstellung, die weite Teile unseres Volkes von Ostdeutschland, Osteuropa und den slawischen Völkern haben. Und es heißt dann wörtlich: „Und doch ist jeder Deutsche als Bürger eines demokratischen Staates verpflichtet, sich wenigstens soviel Wissen und Einsicht zu erwerben, daß er dem künftigen Gang unserer Beziehungen zu den Völkern des Ostens mit Verständnis zu folgen vermag. Die slawischen Völker werden, gleichviel in welcher staatlichen Form, für alle Dauer unsere Nachbarn bleiben; wir werden auf weite Sicht mit ihnen Formen des friedlichen und fruchtbaren Zusammenlebens finden müssen.“

Die Aufgabe unseres Jahrhunderts

Wir sehen, die Behörden lassen den Pädagogen den nötigen Spielraum, um die Aufgabe unseres Jahrhunderts anzupacken: die Erziehung zum friedenswilligen und friedensfähigen Menschen. Wenn die Lehrer nur Gebrauch von diesen Möglichkeiten machten und ihre große Verantwortung in der Friedensfrage mehr als bisher erkennen würden! Es handelt sich hier um eine durchaus männliche, realpolitische, ja lebenswichtige An-

gelegenheit. Prof. v. Weizsäcker (Hamburg) bezeichnete den Krieg in unserer Zeit als eine untechnische Verhaltensweise und vertritt die Überzeugung, „daß entweder der Krieg das Atomzeitalter oder aber das Atomzeitalter den Krieg aus der Welt schafft“. Wir sollten es wissen: Kriege sind in hohem Maße das Ergebnis des geistigen und sittlichen Versagens der Mehrheit der Politiker und ihrer Anhänger. Es ist unmoralisch und unverantwortlich, weiterhin eine Atmosphäre sich entwickeln zu lassen, aus der der Krieg sich nährt. Und wir sollten uns dagegen wenden, daß man es realpolitisch nennt, wenn der größte Teil unserer seelischen, politischen und wirtschaftlichen Kräfte auf beiden Seiten für unproduktive, aufhetzende Zwecke eingesetzt wird.

Es liegt in der Verantwortung des Lehrers, das seine dazu beizutragen, daß endlich andere Maßstäbe auch im politischen Bereich gültig werden. Brauchbare realpolitische Maßnahmen, die uns aus der gegenwärtigen Not helfen können, sind: der Ausbau des Völkerrechts, der Schiedsgerichtsbarkeit und der UNO; ferner das Gespräch mit dem Gegner und der Abbau des kalten Krieges. In dieser Richtung müssen in Zukunft ganz andere Anstrengungen gemacht werden als bisher. An die Stelle einer im wesentlichen negativen, auf beiden Seiten angst- und haßerzeugenden Politik muß im Bewußtsein der Menschen der Wille nach einer positiven Politik treten, in der die wirtschaftlichen und moralischen Kräfte anstatt auf Kriegsvorbereitung auf andere Bahnen gelenkt werden. Der Kampf gegen Hunger und Not in den wirtschaftlich benachteiligten Gebieten der Erde wäre eine Riesenaufgabe für das sittenstolze „christliche Abendland“. Aber mitleidslos und verkrampt in Angst und Wahn wenden wir die Augen ab von schreiender Not und meinen, nur in immer größeren militärischen Anstrengungen Frieden und Freiheit erhalten zu können.

Würden die Lehrer ihre Verantwortung erkennen, so könnten sie demgegenüber Kräfte in Bewegung setzen, die die öffentliche Meinung verändern. Wären wir Lehrer besser erzogen oder mühten wir uns mehr als bisher um die rechte Selbsterziehung und die Erfassung und Verarbeitung der Tatsachen, dann wüßten wir, daß es in Zukunft darauf ankommt, den Frieden so vorzubereiten, wie bisher der Krieg vorbereitet wurde. Der bewußte planmäßige Friedensaufbau ist die Forderung unserer Zeit. Werden die Erzieher diese Hauptaufgabe endlich erkennen? Wenn man den Grundgedanken der UNESCO-Verfassung bejaht, daß Kriege ihren Ursprung in der Seele des Menschen haben und daß daher die Schutzwehr des Friedens ebenfalls in der Seele des Menschen errichtet werden muß, dann sollte man aller moralischen Stumpfheit zum Trotz mit mehr Energie und Mut als bisher, mit Eifer, aber auch mit Geduld und langem Atem an die Arbeit gehen.

*

Im modernen Unterricht und in den modernen Schulbüchern steht die Humanität im dunklen Winkel, als wäre nicht mehr wahr, daß sie das Elementarste bei der Erziehung zur Persönlichkeit ist, und als gälte es nicht, sie unserem Geschlechte, entgegen dem Einfluß der Verhältnisse, zu erhalten.

Albert Schweitzer

Friedrich Siegmund-Schultze

Das Grundrecht der Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen

Die Kriegsdienstverweigerung in der Gesetzgebung Westdeutschlands

Das deutsche Volk hat sowohl im ersten wie im zweiten Weltkrieg die Erfahrung gemacht, daß der Krieg ihm kein Glück bringt. Wenn beim ersten Weltkrieg die Frage der Verantwortung für die Entfesselung des Krieges noch zweifelhaft sein konnte, so nicht mehr bei dem Angriffskrieg Hitlers von 1939. Das deutsche Volk hat 1945 in seiner Mehrzahl diese Verantwortung anerkannt und angesichts der furchtbaren Folgen seiner Handlungen aller Kriegführung abgeschworen. Die Siegermächte haben die vollständige Entwaffnung Deutschlands festgesetzt. Die antimilitaristische Umerziehung des deutschen Volkes wurde Kulturziel der Besatzungsmächte. Die deutschen Länderregierungen aber nahmen den Besatzungsbehörden diese Aufgabe gleichsam aus der Hand, indem sie sich selbst durch entsprechende Gesetze „für ewige Zeiten“ entwaffneten.

Die deutschen Länder gaben sich auch, soweit es ihnen von den Besatzungsmächten erlaubt wurde, in den Jahren 1946 und 1947 durch ihre Parlamente Gesetze, in denen jedem Staatsbürger das Recht zur Kriegsdienstverweigerung garantiert wurde. In den meisten dieser Ländergesetze war dem ersten Paragraphen, der kurz und bündig dieses Recht aussprach, ein zweiter Paragraph angefügt, in dem gesagt war, daß dem Kriegsdienstverweigerer aus seiner Haltung kein Nachteil irgendwelcher Art erwachsen dürfe. Der Gegensatz des Volkes gegen Krieg und Militarismus war damals so stark, daß sich diese Gesetze spontan in den deutschen Ländern durchsetzten. Dieser Volksstimmung konnte sich auch der Parlamentarische Rat nicht entziehen; so kam der Artikel 4 Absatz 3 des Grundgesetzes zustande, der ohne jede Rücksicht darauf, ob einmal wieder Kriege geführt oder deutsche Soldaten vorhanden sein würden, in unmittelbarer Folge des Grundrechtes der Glaubens- und Gewissensfreiheit das andere Grundrecht statuierte: „Niemand darf gegen sein Gewissen zum Kriegsdienst mit der Waffe gezwungen werden.“ Und es folgte der Satz: „Das Nähere regelt ein Bundesgesetz.“

*Das Grundrecht der Kriegsdienstverweigerung
wird zum Ausnahmerecht herabgesetzt*

Als wir nach Errichtung der Deutschen Bundesrepublik den ersten Bundesminister des Innern aufsuchten, um die Bitte auszusprechen, daß die dem Volke zugesagte gesetzliche Regelung der Kriegsdienstverweigerungsfragen erfolgen möchte, wurden wir gebeten, Material über die gesetzliche Regelung der Frage in anderen Ländern zu besorgen, damit die Vorarbeiten alsbald in Angriff genommen werden könnten. Der zweite Bundesminister des Innern vertrat jedoch, nachdem die Parole zur Wiederaufrüstung von

höchster Stelle ausgegeben worden war, die Meinung, daß es logisch sei, zunächst ein Wehrpflichtgesetz und dann erst ein Ausführungsgesetz zu Artikel 4,3 des Grundgesetzes zu erlassen. Wir wiesen auf die Tatsache hin, daß es sich bei dem Recht auf Kriegsdienstverweigerung um ein Grundrecht des Volkes handle, das nicht von irgendwelchen anderen Entscheidungen wie Europa-Plänen, Pariser Verträgen, NATO-Beitritt oder dergleichen abhängig gemacht werden dürfe. Der eine oder andere Ministerial-Beamte gab uns auch zu, daß die Einführung einer allgemeinen Wehrpflicht in Widerspruch zu dem in Artikel 4 Absatz 3 niedergelegten Grundrecht stehen würde, das jeden Zwang zum Kriegsdienst ausdrücklich ausschließt. Aber bald darauf wurde die Federführung für alle Fragen des Wehrdienstes und der Wehrdienstverweigerung der neugegründeten, dem Bundeskanzler direkt unterstellten Dienststelle Blank übertragen, wodurch groteskerweise die mit der Einrichtung des Wehrdienstes beauftragte Stelle zum vorbereitenden Organ der Wehrdienstverweigerungs-Gesetzgebung gemacht wurde. Diejenigen Persönlichkeiten, die mit der Vorbereitung dieser Gesetzgebung betraut wurden, konnten bei bestem Willen sich nicht von den Voraussetzungen lösen, die ihnen durch ihr Amt gesetzt waren: Wehrdienst als feste Grundlage, Wehrdienstverweigerung als unsichere Möglichkeit. Mit anderen Worten: Das in Artikel 4 dem deutschen Volke garantierte Grundrecht der Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen wurde zum Ausnahmerecht degradiert, während der Wehrdienst und schließlich die allgemeine Wehrpflicht wieder wie in nationalsozialistischer Zeit zu einem demokratischen Grundrecht des Volkes erhoben wurde.

Genau diese Auffassung wurde in dem „Entwurf eines Wehrpflichtgesetzes“, den das Verteidigungsministerium ausgearbeitet und die Regierung dem Bundestag vorgelegt hat, vertreten. Das geschah schon dadurch, daß die Regelung der Kriegsdienstverweigerung innerhalb des Wehrpflichtgesetzes erfolgte, was dem Wortlaut des Artikels 4,3 GG widerspricht, der ein Bundesgesetz zur Regelung der Kriegsdienstverweigerung fordert.

Das deutsche Volk sollte aus seiner leidvollen jüngsten Geschichte die nötigen Lehren ziehen

Wenn in der Begründung des Gesetzentwurfes darauf hingewiesen wurde, daß in anderen Ländern, z. B. England, ähnlich verfahren worden sei, so trifft das erstens insofern nicht zu, als dort mehrere gesetzliche Sonderbestimmungen für die Kriegsdienstverweigerer in Ergänzung des Wehrpflichtgesetzes gegeben worden sind; vor allem aber besteht der große Unterschied der moralischen Verpflichtungen einer britischen und einer deutschen gesetzlichen Regelung der Frage darin, daß in der Deutschen Bundesrepublik eine Verfassungsbestimmung inbetreff Regelung der Kriegsdienstverweigerung durch ein Bundesgesetz vorliegt, während in der britischen Verfassung keine solchen Bestimmungen enthalten sind. Das deutsche Volk ist nicht nur zu einer vollen Befolgung seines Grundgesetzes, sondern auch zur inneren Treue gegenüber dem Erleben seiner jüngsten Geschichte verpflichtet.

In der „Begründung zu dem Entwurf eines Wehrpflichtgesetzes“, die dem „Entwurf eines Wehrpflichtgesetzes“ angehängt war, wurde es für

„unzweckmäßig“ erklärt, das in Artikel 4 Absatz 3 des Grundgesetzes vorgesehene Kriegsdienstverweigerungsgesetz „unabhängig vom Wehrpflichtgesetz als selbständiges Gesetz zu erlassen“. Diese Entscheidung wurde begründet mit dem Satz: „Denn das Recht des Kriegsdienstverweigerers gehört systematisch in den vom Wehrpflichtgesetz zu behandelnden Fragenkreis.“ Es gehe, so hieß es, bei der Kriegsdienstverweigerung um die Frage der Verfügbarkeit des Wehrpflichtigen, die in den §§ 9–13 des Wehrpflichtgesetzes behandelt werde; auch habe das Recht der Kriegsdienstverweigerung nur praktische Bedeutung, solange es eine allgemeine Wehrpflicht gebe.

Christen, allgemeine Wehrpflicht und Kriegsdienstverweigerung

Richtig ist, daß eine enge Beziehung zwischen allgemeiner Wehrpflicht und Kriegsdienstverweigerung besteht. Aber es ist ein Irrtum zu behaupten, daß das Recht der Kriegsdienstverweigerung nur praktische Bedeutung habe im Falle des Bestehens einer allgemeinen Wehrpflicht.

Die Christen, die in den ersten Jahrhunderten den Kriegsdienst verweigerten und deswegen hingerichtet wurden, standen nirgends unter Gesetzen der allgemeinen Wehrpflicht, sondern gerieten dadurch in Schwierigkeiten, daß sie Soldaten geworden waren, bevor sie ihre christliche Überzeugung gewonnen hatten. Viele verweigerten den Kriegsdienst erst, als sie in den Krieg ziehen sollten. Andere verweigerten den Kriegsdienst, als ihnen ein bestimmter Kriegsdienst zugemutet wurde. Das Gemetzel, das der Kaiser Theodosius in Thessalonich befahl oder die Niedermetzelung der Thebaischen Legion sind bekannte Beispiele für solche historischen Tatbestände. Als der Heilige Martin seinem Fürsten den Kriegsdienst verweigerte, gab es keine allgemeine Wehrpflicht. Ebenso wenig bestand eine allgemeine Wehrpflicht, als die Mennoniten und die Quäker und andere taufgesinnte oder spiritualistische Christengruppen den Kriegsdienst verweigerten. Aber es besteht auch keine logische Notwendigkeit, die Möglichkeit einer Kriegsdienstverweigerung nur da zu statuieren, wo die allgemeine Wehrpflicht besteht. Die Aufforderung oder Versuchung oder Nötigung zum Kriegsdienst kann in den verschiedensten Formen an jeden herantreten, und die Verweigerung des Kriegsdienstes kann unter den verschiedensten Veranlassungen erfolgen. Die allgemeine Wehrpflicht zwingt zwar viel mehr Menschen in eine Entscheidung für oder gegen den Krieg hinein, sie ist aber durchaus nicht die einzige Situation, die zur Kriegsdienstverweigerung führen kann. Wohl aber widerspricht die allgemeine Wehrpflicht dem Grundrecht: „Niemand darf gegen sein Gewissen zum Kriegsdienst mit der Waffe gezwungen werden.“

Verdrehung der wahren Tatbestände

Es handelt sich bei dem Artikel 4 Absatz 3 des Grundgesetzes exakt um die Situation, daß eine Kriegsdienstverweigerung vorgesehen wurde, ohne daß eine allgemeine Wehrpflicht bestand. Darin liegt ja die ungeheuerliche Verdrehung der wahren Tatbestände, daß seit 1950 in steigendem Maße

„unzweckmäßig“ erklärt, das in Artikel 4 Absatz 3 des Grundgesetzes vorgesehene Kriegsdienstverweigerungsgesetz „unabhängig vom Wehrpflichtgesetz als selbständiges Gesetz zu erlassen“. Diese Entscheidung wurde begründet mit dem Satz: „Denn das Recht des Kriegsdienstverweigerers gehört systematisch in den vom Wehrpflichtgesetz zu behandelnden Fragenkreis.“ Es gehe, so hieß es, bei der Kriegsdienstverweigerung um die Frage der Verfügbarkeit des Wehrpflichtigen, die in den §§ 9–13 des Wehrpflichtgesetzes behandelt werde; auch habe das Recht der Kriegsdienstverweigerung nur praktische Bedeutung, solange es eine allgemeine Wehrpflicht gebe.

Christen, allgemeine Wehrpflicht und Kriegsdienstverweigerung

Richtig ist, daß eine enge Beziehung zwischen allgemeiner Wehrpflicht und Kriegsdienstverweigerung besteht. Aber es ist ein Irrtum zu behaupten, daß das Recht der Kriegsdienstverweigerung nur praktische Bedeutung habe im Falle des Bestehens einer allgemeinen Wehrpflicht.

Die Christen, die in den ersten Jahrhunderten den Kriegsdienst verweigerten und deswegen hingerichtet wurden, standen nirgends unter Gesetzen der allgemeinen Wehrpflicht, sondern gerieten dadurch in Schwierigkeiten, daß sie Soldaten geworden waren, bevor sie ihre christliche Überzeugung gewonnen hatten. Viele verweigerten den Kriegsdienst erst, als sie in den Krieg ziehen sollten. Andere verweigerten den Kriegsdienst, als ihnen ein bestimmter Kriegsdienst zugemutet wurde. Das Gemetzel, das der Kaiser Theodosius in Thessalonich befahl oder die Niedermetzelung der Thebaischen Legion sind bekannte Beispiele für solche historischen Tatbestände. Als der Heilige Martin seinem Fürsten den Kriegsdienst verweigerte, gab es keine allgemeine Wehrpflicht. Ebenso wenig bestand eine allgemeine Wehrpflicht, als die Mennoniten und die Quäker und andere taufgesinnte oder spiritualistische Christengruppen den Kriegsdienst verweigerten. Aber es besteht auch keine logische Notwendigkeit, die Möglichkeit einer Kriegsdienstverweigerung nur da zu statuieren, wo die allgemeine Wehrpflicht besteht. Die Aufforderung oder Versuchung oder Nötigung zum Kriegsdienst kann in den verschiedensten Formen an jeden herantreten, und die Verweigerung des Kriegsdienstes kann unter den verschiedensten Veranlassungen erfolgen. Die allgemeine Wehrpflicht zwingt zwar viel mehr Menschen in eine Entscheidung für oder gegen den Krieg hinein, sie ist aber durchaus nicht die einzige Situation, die zur Kriegsdienstverweigerung führen kann. Wohl aber widerspricht die allgemeine Wehrpflicht dem Grundrecht: „Niemand darf gegen sein Gewissen zum Kriegsdienst mit der Waffe gezwungen werden.“

Verdrehung der wahren Tatbestände

Es handelt sich bei dem Artikel 4 Absatz 3 des Grundgesetzes exakt um die Situation, daß eine Kriegsdienstverweigerung vorgesehen wurde, ohne daß eine allgemeine Wehrpflicht bestand. Darin liegt ja die ungeheuerliche Verdrehung der wahren Tatbestände, daß seit 1950 in steigendem Maße

argumentiert wird: Weil die Kriegsdienstverweigerung im Grundgesetz als ein Recht des Staatsbürgers anerkannt wird, ist die allgemeine Wehrpflicht die selbstverständliche Voraussetzung. Nein, weder Generale noch Politiker haben in den Jahren 1945 bis 1949 das Wort „allgemeine Wehrpflicht“ über die Lippen gebracht oder auch nur den Gedanken zu denken gewagt. Ich kann damit die Offiziere, die das Furchtbare des zweiten Weltkrieges durchgemacht haben, nicht hindern, ihre Meinung zu ändern, vielmehr alle ehrlichen Deutschen daran erinnern, daß im Jahre 1947, als das Grundgesetz beraten wurde, wirklich nicht die allgemeine Wehrpflicht die stillschweigende Voraussetzung desselben war. Wenn es gewünscht wird, kann ich Äußerungen des Herrn Bundespräsidenten wie auch des Herrn Bundeskanzlers anführen, in denen aufs deutlichste ausgesprochen ist (und zwar vor, während und nach der Herstellung des Grundgesetzes), daß keine Wiederaufrüstung Deutschlands je wieder in Betracht gezogen werden könne und dürfe. Hier geht es aber nur um die Frage, ob zur Zeit der Festsetzung jener gesetzlichen Bestimmungen über das Kriegsdienstverweigerungsrecht die allgemeine Wehrpflicht Voraussetzung dieses Rechtes war. Diese heute von Regierungsseite aufgestellte Behauptung widerspricht der Wahrheit.

Der historische Tatbestand ist der, daß das deutsche Volk nach der Katastrophe des Nationalsozialismus und des Militarismus des zweiten Weltkrieges allgemein eine Abkehr von dieser verderblichen Gesinnung und Haltung verlangte und deshalb die Verweigerung des Kriegsdienstes als ein Grundrecht jedes deutschen Staatsbürgers statuierte. Es ist eine Umkehrung des Tatbestandes, wenn in der amtlichen Begründung zum Entwurf eines Wehrpflichtgesetzes erklärt wird (vgl. Abschnitt III, Vorschrift für Kriegsdienstverweigerer, Zu § 25): „Artikel 4 Absatz 3 befreit somit eine Gruppe von Wehrpflichtigen von einer allgemeinen Staatsbürgerpflicht, er gewährt ein Ausnahmerecht...“ Auf diese Charakterisierung des Kriegsdienstverweigerungsrechtes als Ausnahmerecht wird die ganze Beweisführung der amtlichen Begründung gestützt: „Ist das Recht auf Kriegsdienstverweigerung ein Ausnahmerecht, so muß die allgemeine Rechtsregel, daß Ausnahmen strikt auszulegen sind, auch auf den Artikel 4 Absatz 3 Anwendung finden.“

Von Neunzehnjährigen werden Entscheidungen über schwerste sozialetische Probleme verlangt

Daraus wird dann gefolgert, daß die Gewissensentscheidung, die sich gegen den Kriegsdienst mit der Waffe richtet, sich als grundsätzliche Entscheidung gegen jeden Waffenkriegsdienst richten müsse. Es wird also von dem Kriegsdienstverweigerer verlangt, daß er nicht nur für sich, sondern zugleich für jeden anderen seine Entscheidung trifft. Damit wird aber nicht nur dem Neunzehnjährigen viel zu viel zugemutet, sondern auch ein gefährliches Prinzip aufgestellt: Soll wirklich der Kriegsdienstverweigerer aufgefordert werden, ein Urteil über alle auszusprechen, die diese „Staatsbürgerpflicht“ erfüllen oder nicht erfüllen? Wäre es nicht klüger gewesen, wenn die Begründung des Regierungsentwurfes, statt dem Kriegsdienstverweigerer ein allgemeines Urteil in dieser Sache zuzuschieben, sich auf eine Auslegung des Gewissensbegriffs zurückgezogen hätte, die die indivi-

duelle Seite desselben hervorgehoben hätte? Um jede in der wirklichen Lage begründete Gewissensentscheidung des Kriegsdienstverweigerers auszuschließen, wird der Popanz einer grundsätzlichen allgemeinen Entscheidung des Neunzehnjährigen über schwerste sozialetische Probleme errichtet, um das „Ausnahmerecht“ zu unterbauen.

*Die parlamentarische Vertretung des Volkes
gelange in die Hände von Parteifunktionären*

Geradezu horrend aber ist die Beweisführung, die in der Begründung des Gesetzentwurfes versucht wird, durch den „Grundgedanken der repräsentativen Demokratie“, auf dem das Grundgesetz beruhe. Schon die Behauptung, daß das Grundgesetz auf diesem Grundgedanken beruhe, ist, da davon nichts im Grundgesetz steht, nur eben eine Deutung, die als Grundlage des Grundgesetzes hingestellt wurde, als man eine Volksbefragung über „die einsamen Beschlüsse“, die in bezug auf die Remilitarisierung gefaßt wurden, vermeiden wollte und mußte und immer mehr dazu überging, die parlamentarische Vertretung des Volkes in die Hände von Parteifunktionären gelangen zu lassen, die in Wahrheit nicht die Anschauungen des Volkes repräsentierten. Wenn zum Beweis für jene Auslegung der demokratischen Rechte des Volkes und zugleich zur Beschränkung der Geltung des Artikels 4 des Grundgesetzes der Artikel 20 GG angeführt wird, dann heißt das in der Tat „das Pferd am Schwanz aufzäumen“: Dann wird nämlich der grundlegende Artikel 4 des Grundgesetzes als nur soweit gültig angesehen, als es angeblich der Artikel 20 erlaubt, während jede ehrliche Auslegung des Grundgesetzes den grundlegenden Charakter der ersten Artikel anerkennen muß. Aber selbst wenn man dem Artikel 20 eine solche Bedeutung zuspräche, würde doch die daraus gefolgerte Argumentation der amtlichen Erklärung jeder Logik entbehren. Es wird nämlich dort gesagt, daß die Zubilligung einer Entscheidung des Kriegsdienstverweigerers, ob er in einer bestimmten politischen Situation oder gegenüber einem bestimmten Angreifer den Kriegsdienst mit der Waffe auf Grund seiner Gewissensstimme leisten will, einer zusätzlichen Volksabstimmung über die Zweckmäßigkeit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht oder über die bewaffnete Durchführung der Verteidigung gleichkomme. In Wahrheit handelt es sich bei einer Entscheidung des Kriegsdienstverweigerers, auf Grund einer bestimmten politischen Situation nur eben um eine gewissensmäßige Entscheidung über die Tragweite dieser Situation für seine Beteiligung am Kriege, während demgegenüber die jetzige Fassung des § 25 des Wehrpflichtgesetzes dem Kriegsdienstverweigerer geradezu ein Urteil über die allgemeine Berechtigung der Wehrpflicht zuschiebt. Wenn nämlich das Wehrpflichtgesetz dem Kriegsdienstverweigerer eine grundsätzliche Entscheidung in der Wehrpflichtfrage zuerkennt, könnte im Sinne der von der Regierung angewendeten Beweisführung gefolgert werden, daß auf Grund eines auf diese Weise zustandekommenden Referendums die Statuierung einer Wehrpflicht in der Bundesrepublik ungesetzlich sei. So führt sich dieses Argument der Erklärung des Regierungsentwurfes selbst ad absurdum.

Änderung des Grundgesetzes der Bundesrepublik zugunsten der allgemeinen Wehrpflicht

Der Beweis dafür, daß die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht verfassungswidrig war, ist dadurch einwandfrei geführt worden, daß die verantwortlichen Stellen der Deutschen Bundesrepublik verschiedene Änderungen des Grundgesetzes auf Grund der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht bzw. zum Zweck der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht für notwendig hielten. Dabei haben die gesetzgebenden Stellen sich nicht nur an die Artikel der Verfassung herangewagt, die als minder bedeutungsvoll bezeichnet werden könnten, sondern haben auch die Grundrechte des Deutschen Volkes angerührt, die in dem Grundgesetz festgelegt worden waren und nie aufgehoben werden sollten. Man hat hinter den Artikel 17 des Grundgesetzes einen Artikel 17 a angefügt, der folgenden Wortlaut hat:

(1) „Gesetze über Wehrdienst und Ersatzdienst können bestimmen, daß für die Angehörigen der Streitkräfte und des Ersatzdienstes während der Zeit des Wehr- und Ersatzdienstes das Grundrecht, seine Meinung in Wort, Schrift und Bild frei zu äußern und zu verbreiten (Art. 5, Abs. 1. erster Halbsatz), das Grundrecht der Versammlungsfreiheit (Art. 8) und das Petitionsrecht (Art. 17), soweit es das Recht gewährt, Bitten oder Beschwerden in Gemeinschaft mit anderen vorzubringen, eingeschränkt wird.“

(2) „Gesetze, die der Verteidigung einschließlich des zivilen Luftschutzes dienen, können bestimmen, daß die Grundrechte der Freizügigkeit (Art. 11) und der Unverletzlichkeit der Wohnung (Art. 13) eingeschränkt werden.“

Grundrechte werden eingeschränkt

Hier sind also die wichtigsten Grundrechte der freien Meinungsäußerung in Wort, Schrift und Bild, der Versammlungsfreiheit, des Petitionsrechtes, der Freizügigkeit und der Unverletzlichkeit der Wohnung für die Angehörigen der Streitkräfte und des „Ersatzdienstes“ bzw. auch für die Allgemeinheit eingeschränkt worden. Selbstverständlich bedeutet eine Einschränkung der freien Meinungsäußerung ebenso wie eine Einschränkung der weiteren Grundrechte die Aufhebung dieser Grundrechte; denn wenn das freie Wort eingeschränkt ist, dann ist die im Grundgesetz garantierte Freiheit der Meinungsäußerung aufgehoben.

Eine weitere Aufhebung der Grundrechte ist erfolgt durch die Ergänzung des Art. 12 GG, in dem untersagt wurde, daß jemand zu einer bestimmten Arbeit gezwungen werden dürfe, „außer im Rahmen einer allgemeinen, für alle gleichen öffentlichen Dienstleistungspflicht“. Es wurde ein weiterer Absatz dem Art. 12 angefügt, der folgenden Wortlaut hat:

„Wer aus Gewissensgründen den Kriegsdienst mit der Waffe verweigert, kann zu einem Ersatzdienst verpflichtet werden. Die Dauer des Ersatzdienstes darf die Dauer des Wehrdienstes nicht übersteigen. Das Nähere regelt ein Gesetz, das die Freiheit der Gewissensentscheidung nicht

beeinträchtigen darf und auch eine Möglichkeit des Ersatzdienstes vorsehen muß, die in keinem Zusammenhang mit den Verbänden der Streitkräfte steht.“

Sicherlich ist anzuerkennen, daß es hier wenigstens den Bemühungen derer, die für das Recht der Kriegsdienstverweigerung eintreten, gelungen ist, einige Bestimmungen zu sichern, die, in Übereinstimmung mit der Gesetzgebung anderer Länder, den Alternativdienst selbst in erträglichen Grenzen halten sollen, nämlich

1. daß die Dauer des Alternativdienstes die Dauer des Wehrdienstes nicht übersteigen dürfe,
2. daß das Gesetz, das zur Regelung des Alternativdienstes erlassen werden soll, die Freiheit der Gewissensentscheidung nicht beeinträchtigen darf und daß dieses Gesetz eine Möglichkeit des Alternativdienstes vorsehen muß, die in keinem Zusammenhang mit den Verbänden der Streitkräfte steht.

Aber abgesehen davon, daß die Freiheit der Gewissensentscheidung schon dadurch beeinträchtigt wird, daß überhaupt ein „Ersatzdienst“ den Dienst mit der Waffe ersetzen soll, muß leider angenommen werden, daß das betreffende Gesetz über den „Ersatzdienst“ sich ebenso um die Bestimmungen der Verfassung herumdrückt wie das bei den Bestimmungen des Wehrpflichtgesetzes in bezug auf das Recht zur Kriegsdienstverweigerung geschieht. Praktisch wird es jedenfalls so stehen, daß Kriegsdienstverweigerer, die auch den „Ersatzdienst“ für den Kriegsdienst aus Gewissensgründen verweigern, weil sie eben keinen „Ersatzdienst“ für das leisten können, was sie als böse erkannt haben, schwerste Strafen werden erleiden müssen, weil dieser neue Absatz des Art. 12 der Verfassung den „Ersatzdienst“ zu einem Zwangsdienst macht.

Auch der weitere Absatz, der dem Artikel 12 beigelegt worden ist, bringt nur scheinbar eine Bestimmung, die humanitär verstanden werden kann. Der neue Absatz lautet nämlich:

„Frauen dürfen nicht zu einer Dienstleistung im Verband der Streitkräfte durch Gesetz verpflichtet werden. Zu einem Dienst mit der Waffe dürfen sie in keinem Falle verwendet werden.“

Die an und für sich zu begrüßende Bestimmung, daß Frauen zur Verteidigung der Bundesrepublik im Verbande der Streitkräfte nicht verpflichtet werden können, wird durch den zweiten Satz in Frage gestellt, demzufolge Frauen in keinem Fall zu einem Dienst mit der Waffe verwendet werden dürfen. Was soll denn dieser zweite Satz besagen, wenn nicht Frauen doch zu Dienstleistungen im Verband der Streitkräfte herangezogen werden können? Jedenfalls öffnet dieser Satz einer solchen Auslegung Tür und Tor.

Es besteht die Möglichkeit, daß Frauen in der Rüstungsindustrie, im Flakdienst, im militärischen Nachrichtendienst und zu anderen Leistungen im Dienst des Krieges verpflichtet werden, wobei der Unterschied nur darin bestehen würde, daß eventuell die Bestimmungen so gefaßt würden, daß diese Dienstleistungen nicht „im Verbande der Streitkräfte“ durchgeführt werden.

Militärgesetze, die man kennen sollte

Durch weitere Änderungen des Grundgesetzes sind Bestimmungen getroffen worden, die im schärfsten Widerspruch zu dem ursprünglichen Willen des Gesetzgebers stehen. Sie beziehen sich auf die Einrichtung einer besonderen Gerichtsbarkeit für die Angehörigen der Wehrmacht und auf die Verwendung der Streitkräfte zu besonderen Zwecken. Das Gesetz über die Wehrstrafgerichte ist im Artikel 96 a in das Grundgesetz eingefügt:

(1) „Der Bund kann Wehrstrafgerichte für die Streitkräfte des Bundesgebietes errichten. Sie können die Strafgerichtsbarkeit nur im Verteidigungsfalle sowie über Angehörige der Streitkräfte ausüben, die in das Ausland entsandt oder an Bord von Kriegsschiffen eingeschifft sind.“

Damit ist die alte Kriegsgerichtsbarkeit erneuert. Der Artikel kann ja keinen anderen Sinn haben als den, daß auch die Festsetzung der Strafen den Wehrstrafgerichten überlassen bleibt. Es besteht sogar die Möglichkeit, daß die Todesstrafe, die in der deutschen Gerichtsbarkeit abgeschafft worden ist, an den Wehrstrafgerichten wieder auftaucht.

Aber noch von weittragenderer Bedeutung für die Gesamtheit des Volkes ist der Ersatz des Artikels 143 des Grundgesetzes durch ein vollständig neues Gesetz, das den militärischen Einsatz der Wehrmacht bei inneren Kämpfen ermöglicht. Während bis dahin durch das Grundgesetz Verletzungen der verfassungsmäßigen Ordnung mit entsprechenden Strafen der Zivilgerichte geahndet werden konnten, die Wahrung dieser Ordnung aber der Polizei überlassen blieb, wird nunmehr ein Eingriff des Militärs in diese inneren Angelegenheiten für zulässig erklärt, indem ein weiteres Gesetz vorgesehen wird, das die Verwendung der Streitkräfte regelt:

„Die Voraussetzungen, unter denen es zulässig ist, die Streitkräfte im Falle eines inneren Notstandes in Anspruch zu nehmen, können nur durch ein Gesetz geregelt werden, das die Erfordernisse des Artikels 79 erfüllt.“

Der Artikel 79 der Verfassung aber lautet:

(1) Das Grundgesetz kann nur durch ein Gesetz geändert werden, das den Wortlaut des Grundgesetzes ausdrücklich ändert oder ergänzt. Bei völkerrechtlichen Verträgen, die eine Friedensregelung, die Vorbereitung einer Friedensregelung oder den Aufbau einer besatzungsrechtlichen Ordnung zum Gegenstand haben oder der Verteidigung der Bundesrepublik zu dienen bestimmt sind, genügt die Klarstellung, daß die Bestimmungen des Grundgesetzes dem Abschluß und dem Inkrafttreten der Verträge nicht entgegenstehen, eine Ergänzung des Wortlautes des Grundgesetzes, die sich auf diese Klarstellung beschränkt.

Ein solches Gesetz bedarf der Zustimmung von zwei Dritteln der Mitglieder des Bundestages und zwei Dritteln der Stimmen des Bundesrates.

Eine Änderung dieses Grundgesetzes, durch welche die Gliederung des Bundes in Länder, die grundsätzliche Mitwirkung der Länder bei der Gesetzgebung oder die in den Artikeln 1 und 20 niedergelegten Grundsätze berührt werden, ist unzulässig.“

Die Erfordernisse des Art. 79 GG können in der Tat auf Grund dieses neuen Artikels 143 GG so ausgelegt werden, daß eine Regierung ohne weiteres das Militär in den Fällen einsetzen kann, in denen bisher die Polizei eingesetzt wurde. Danach haben wir in der Bundesrepublik nicht nur wieder den typischen Polizeistaat, sondern den typischen Militärstaat vergangener Jahrhunderte. Das alles aber hat sich fast ohne eine Beteiligung der Öffentlichkeit vollzogen. Am 6. März 1956 hat der Bundestag mit überwältigender Mehrheit alle diese Änderungen des Grundgesetzes und noch manche weiteren Änderungen, die wir hier nicht erwähnen, beschlossen. Wie mir mitgeteilt wurde, blieben viele Abgeordnete der verschiedenen Parteien einschließlich der SPD dieser Beratung bzw. der Abstimmung fern. Von der SPD stimmten nur 20 Abgeordnete gegen das Gesetz. So schmiedet sich das deutsche Volk seine Fesseln.

Waldemar Schröter*

Atomwaffen und Evangelische Kirche

Gedanken zur Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland 1958

Die Tage der Berliner Synode sind zu Ende. Man hat noch zu wenig Abstand, um ein abgewogenes Urteil niederschreiben zu können. Auch hängt dieses Urteil im Positiven und Negativen entscheidend von der Stellung ab, die der einzelne zu den Fragen, um die es geht, bezogen hat. Dennoch soll es gewagt sein, Gedanken eines solchen einzelnen auszusprechen, der in der Synode, ihren Ausschußberatungen und bei der Aussprache im Plenum teilgenommen hat.

Es ist zunächst zu fragen: Übernimmt sich eine Synode nicht, wenn sie sich zwei so wichtige Fragen stellen muß, wie es das Erziehungsthema und die Atomfrage bedeuten? Ist eine solche Gleichzeitigkeit kräftemäßig zu schaffen und von der Sache her zu verantworten? Das Erziehungsthema war der Synode seit einem guten Jahr gestellt. Es war gründlich vorbereitet und trat mit einem einleitenden Referat, dem grundlegenden Vortrag und drei ausführlichen Berichten aus beiden Teilen Deutschlands in Erscheinung. Für die Optik der Tagesordnung mußte der Eindruck entstehen, daß die Erziehungsfrage das beherrschende Thema war. Aber dann geschah das Gleiche, wie schon im Jahre vorher: eine andere Frage drängte sich nach vorn und wurde als „geheimes Thema“ zur beherrschenden. Die Atomfrage war durch den Beschluß des Bundestages und durch die Anfrage der Bruderschaften an die Synode herangebracht worden. Wenn sie auch im Blickfeld der Tagesordnung nur am Rande erschien, so hatte sie doch zweifellos das stärkere Gewicht. Und zwar nicht etwa in Folge einer Propaganda, sondern aus der inneren Logik der Sache. Hart und leidenschaftlich wurde um sie gerungen. Und das Ringen geht weiter. Es war von vornherein zu erwarten,

*) Waldemar Schröter ist Kirchenpräsident in Anhalt.

daß eine Synode zwei so gewaltige Sachgebiete gleichzeitig nicht ohne Schaden auf sich nehmen kann. Der Verlauf und das Ergebnis hat die Befürchtung bestätigt. Die Worte, die über den christlichen Erziehungsdienst nach verschiedenen Richtungen hin verabschiedet wurden, sind in der Aussprache der Synode vor der Öffentlichkeit zu wenig bekannt geworden. Hier ist viel nachzuholen im Umsetzen der großen in kleine Münzen. Die Beschlüsse wiederum, die in der Frage der atomaren Bewaffnung und der Militärseelsorge gefaßt wurden, brachten noch keine eindeutige Klärung und Entscheidung. Sie blieben mit dem Eingeständnis und der Namhaftmachung der tiefen Gegensätze, d. h. aber mit einer offenen Frage im Raum der Evangelischen Kirche in Deutschland und im Bereich der Gewissensentscheidung hängen. Angesichts dieses Ergebnisses darf mit Recht gefragt werden, ob eine Synode gut beraten ist, wenn sie so verfährt, wie es geschehen ist.

Die Gegensätze in der Frage der atomaren Bewaffnung sind klar im Wort der Synode herausgetreten. Man muß fragen: sind wir noch miteinander „auf dem Wege“, d. h., sind wir noch eine Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland, wenn solche Gegensätze unüberwunden stehen blieben? Dabei geht es nicht um Ermessensfragen der praktischen Vernunft, sondern um echte Gewissensfragen, die bis in die Tiefe des christlichen Glaubens vorstoßen. Es geht darum, ob wir schon bei der Herstellung und Vorbereitung von Atomwaffen uns im Teufelskreis der konkreten Sünde befinden oder ob es sich hier um Dinge handelt, über die dem Christen ein Entweder-Oder-Urteil nicht zusteht, weil ihm einerseits der Einblick des Sachverständigen in den tatsächlichen Stand der atomaren Entwicklung sowie der weltpolitischen Auseinandersetzung fehlt, weil andererseits die Frage der atomaren Bewaffnung nicht isoliert, sondern nur im Zusammenhang mit dem Kriegsproblem überhaupt auf ihn zukommt. Wenn es im Appell von New Haven heißt, daß die Abschaffung des Krieges der feierliche Auftrag sei, der unserer Generation gestellt ist, so ist die Synode tiefer vorgestoßen. Sie bleibt nicht bei einem mehr säkular erscheinenden Postulat stehen, vielmehr tritt die Bergpredigt in ihrer für diese Welt bestimmten ganzen Vollmächtigkeit vor alle hin. Es geht sowohl im Ratsbericht als auch in den Ausschlußberatungen und in dem gefaßten Beschluß um mehr als um das Nein zur Atomwaffe, es geht um das Nein zum Krieg überhaupt. So heißt es wörtlich im Ratsbericht: „weil wir die Atomwaffen verwerfen, müssen wir den Krieg verwerfen. Was noch vor wenigen Jahrzehnten als sinnlose Utopie erschien, ist heute eine unerläßliche Forderung geworden, und an der Kirche ist es, diese Forderung unüberhörbar laut in die Welt hinauszurufen: Krieg darf nicht mehr sein!“ Dieses „pazifistische“ Bekenntnis ist aus einer Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland nicht mehr wegzudenken und wegzudiskutieren. Es steht freilich einer Synode nicht an, Gegensätze dadurch aus der Welt zu schaffen, daß man sie überstimmt. Sie müssen überwunden werden. Überwindung kann aber nur aus der Vollmacht des Geistes geschehen. Es ist demjenigen, der dies schreibt, kein Zweifel – andere mögen darüber anders denken –, daß die Richtung, in der eine solche Überwindung vor sich gehen kann, nur da zu suchen und zu erstreben ist, wo die Bergpredigt mit ihrer Verheißung und ihrer Forderung als die frohe Botschaft von Jesus Christus, dem Friedensstifter und Friedensbringer, für diese unsere Welt ganz ernst genommen wird. Der Beschluß der Synode zur Atom-

frage mag in dieser Hinsicht manchem zu mager erscheinen. In der Tat kann man sich mit ihr nicht einfach abfinden und zufriedener geben. Aber eines ist sie nicht: sie ist nicht unverbindlich, sondern treibt zu Konsequenzen. Sie ist kein geistliches Vokabular, das über dieser Welt schwebt, sondern greift konkret in diese Welt hinein. Der Beschluß spricht es in seinem letzten Satz aus, daß wir trotz aller Gegensätze weiter „auf dem Wege“ bleiben, d. h. eine Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland sind und weist bereits über diese Gegensätze und damit über sich selbst hinaus. Die verheißungsvollste Aussage ist darin zu erkennen, daß „wir uns um die Überwindung dieser Gegensätze mühen wollen“ und daß „wir Gott bitten, er wolle uns durch sein Wort zu gemeinsamer Erkenntnis und Entscheidung führen.“

Ähnlich sind die Beschlüsse und Erklärungen zur Militärseelsorge und zum Militärseelsorgevertrag zu beurteilen. Sie weisen die Richtung auf, in der die Frage einer wirklichen Lösung zugeführt werden kann.

Die Tage der Berliner Synode sind zu Ende. Sie sind es nicht. Den gewonnenen Klärungen werden weitere folgen. Im Blick auf die Geduld Christi, mit der er auch die einander widerstrebenden Geister einer Evangelischen Synode im gespaltenen Deutschland zusammenhält, dürfen wir das aus dem Stand der augenblicklichen Klärung ehrlicherweise Ausgesprochene dankbar annehmen als wegweisendes Wort für weitere Ziele.

André Trocmé

Jesus und der Hunger der Welt

Botschaft für den zehnten Jahrestag (25. 5. 1958)

Mark. 6,30

Meine lieben Freunde!

Die Gründer des Freundschaftsheims wären in ihrer Absicht gescheitert, wenn dieses Werk, gegründet, um die Seelen und die Geister der Menschen zu versöhnen, nichts tun könnte, um den Hunger ihrer Leiber zu stillen. In China, in Indien, in Nordafrika hungern Millionen von Menschen. Sie sind Analphabeten und haben keine Arbeit. Worin besteht unsere Verantwortung ihnen gegenüber? Sollen wir ihnen Missionare schicken, die das Evangelium verkünden? Gewiß. Aber gleichzeitig wächst der Haß gegen den weißen Mann. Der Krieg in Algerien, die Ereignisse in Indonesien sind nur der Vorgeschmack der großen Revolte des farbigen gegen den weißen Menschen. Sollen wir das Land verlassen? Haben wir das Recht dazu? Sie brauchen uns noch. Sollen wir bleiben, uns auf unsere Waffen verlassen?

Wir wollen versuchen, im Evangelium Jesu Antwort zu finden. Als Jesus das Reich Gottes ankündigte, hatte er eine so große Hoffnung in den Herzen seiner Hörer erweckt, daß 5000 von ihnen alles verließen und ihm ohne Mundvorrat in die Wüste folgten. Wie diese Orientalen doch leichtsinnig sind, werden wir sagen. Als sich der Tag neigte, kamen seine Jünger zu ihm und sagten: „Es ist spät, dieser Ort ist wüst, schicke die Menschen von dir, damit sie in den umliegenden Dörfern noch etwas zu essen finden.“ Jesus erwiderte ihnen: „Ich will sie nicht von mir schicken,

denn sie haben nichts gegessen, und die Kräfte könnten ihnen ausgehen.“

So kann und darf auch das glückliche Europa, nachdem es die Völker Asiens und Afrikas aus ihren patriarchalischen Zivilisationen gerissen hat, sie nicht von sich weisen, jetzt, wo sie schon die Hälfte des Weges zu besseren Zeiten zurückgelegt haben, wo jeder genügend Nahrung finden wird. Hier im Freundschaftsheim ist es unsere Aufgabe, die Mittel, um den Hunger der Welt zu stillen, zu erforschen und anzuwenden.

Während die Jünger mit Jesu verhandelten, trat einer von ihnen auf die Seite und überlegte: 5000 Personen à 20 Pf, das macht 1000 Mark. Könnte man nicht für 1000 Mark Brot kaufen, um die Menge zu sättigen? Durchaus richtig. So dachte der Jünger Philippus. So handelten die Amerikaner, als sie dem hungernden Europa 1945 zu Hilfe kamen, wie sie heute daran sind, mit England, Frankreich, Deutschland und Rußland ein Hilfeprojekt auszuarbeiten, wie den unterentwickelten Ländern zu helfen sei. Jedoch, die Wirkung der unzureichenden Hilfe auf die wirtschaftlich unterentwickelten Länder ist verheerend. Ich habe die arabischen Flüchtlingslager von Palästina besucht. Die Flüchtlinge werden von der UNESCO versorgt, aber sie sind von Bitterkeit gegen ihre Helfer erfüllt: „Ihr gebt uns nicht genug zu essen“, sagen sie. Die Zahl der Hungernden in der Welt ist ungeheuer groß. Zwei Drittel der Weltbevölkerung essen sich nicht satt, alle Vorräte Amerikas und Europas würden nicht ausreichen, ihren Hunger zu stillen. Selbst Philippus erkannte, daß 20 Pf pro Kopf zu wenig sei. Die Brote, die man für 200 Denar kaufen könnte, genügten nicht, um jedem ein wenig zukommen zu lassen, sagte er. Übrigens hatte Jesus keine 200 Denar (gleich 1000 DM). Für ihn war das eine astronomische Summe. Der Plan des Philippus war daher nicht minder absurd als der anderer Jünger.

Meine lieben Freunde, wir die Freunde des Freundschaftsheims, die wir uns im Namen Jesu Christi mit dem Schicksal der hungernden Menschheit beschäftigen, stehen vor dem gleichen Dilemma wie der Apostel. Sollen wir die Menge in die Wüste schicken? Wir wollen es nicht. Sollen wir versuchen, das Geld für ihre Ernährung aufzutreiben? Das übersteigt unsere Möglichkeiten, und es ist dies die Sackgasse der modernen Welt, aus der der dritte Weltkrieg entstehen kann: Es droht die Revolte der hungernden Völker gegen die zu reichen Völker, die ihre Überschüsse nicht mitzuteilen verstehen und es auch nicht wollen.

Aber kehren wir zum Evangelium zurück, um zu sehen, ob es uns eine Antwort gibt. Die Antwort des Evangeliums ist immer die gleiche: Wenn die Geschichte der Menschheit an einen toten Punkt kommt, wenn alles zur Katastrophe drängt, muß der Mensch in seiner Verzweiflung Gott zu begegnen suchen. In unserer Erzählung geschieht die Begegnung mit Jesus Christus, der die geschlossene Tür öffnet, und neue Wege findet. Was wird Jesus tun? Er wendet sich gegen seine Jünger und gibt ihnen einen Befehl, den ungewöhnlichsten Befehl, der je zu eines Menschen Ohren gekommen ist: „Gebt ihr ihnen selbst zu essen.“ Genauso stehen wir Gott gegenüber. Das ist es, warum wir kaum zu bitten wagen. Wir flehen zu ihm, wir protestieren und siehe, unsere Bitte kehrt gleich einem Bumerang zu uns zurück: Tu selbst, was du von Gott verlangst. Tue es selbst. Laßt uns, die wir Deutsche, Franzosen, Engländer sind, den Hungernden von Nordafrika, vom Vorderen Orient und Indien von dem unseren mit-

teilen. Ja, das ist es, was Gott von dir verlangt. Einige junge Menschen haben den Anruf vernommen: In Algerien haben die Pax-Boys, in Marokko die Eiréné-Boys im Gehorsam gegen Gott sich ans Werk gemacht, ohne zu wissen, was das Ergebnis ihrer Mühen sein wird. Sie haben begonnen, die Hungernden zu sättigen.

Und nun der zweite Befehl: „Wieviel Brot habt ihr? Laßt sehen.“ Jesus schreitet zur Bestandsaufnahme. Er ruft nicht die kommunistische Gesellschaft aus. Er schickt Jakobus und Johannes nicht nach Kapernaum, daß sie ihr Boot, Andreas und Petrus nicht dorthin, daß sie ihr Haus verkaufen. Nein, er untersucht, was die Apostel zur Stelle in ihrer Tasche haben.

Und dann der dritte Befehl: „Bringt sie mir.“ Jeder von uns soll heute seine Schätze in Gottes Hände geben. Nur der unmittelbare und völlige Gehorsam, das Opfer ohne Verzug, macht die neuen Lösungen möglich und kann den schicksalhaften Lauf der Ereignisse ändern. Nun endlich hat Gott die Elemente der Erlösung in seinen Händen, jetzt kann er die verschlossene Tür öffnen. Gott tut kein Wunder an einem Stoff, an einer Materie. Die Materie, die er braucht, ist die Hergabe eines menschlichen Willens, der alles darreicht, was er hat. Jesus nimmt die 5 Brote und zwei Fische, diese kläglichen Vorräte, und tut kein blendendes Wunder. Er spricht keine Zauberformel. Er betet. Wir ahnen, was diese Bitte enthält: „Mein Vater, der du willst, daß dein Wille geschehe, im Himmel wie auf Erden, du siehst diese, die Hunger haben. Gib ihnen heute ihr täglich Brot, weil du die Macht dazu hast.“ Darauf dankt er Gott. Das ist keine Multiplikation. Nur Philippus hat eine Multiplikation gemacht: 5000 x 20 Pfg., und die Multiplikation war gescheitert. Es gab keine Multiplikation, aber die 5000 wurden satt, und es blieb noch etwas übrig.

So kann es auch heute geschehen, wenn wir Gott unsere Reichtümer, unsere Zeit, unsere Person, unser Leben darbringen. Gott wird den Milliarden hungernder Menschen zu essen geben, die Türe wird sich öffnen, und da wird Friede sein und nicht Krieg, Gerechtigkeit und nicht Tod. Wir wissen nicht, wie das geschehen wird, aber geschehen wird es. Unsere Aufgabe ist es, heute und sofort zu gehorchen.

Bevor ich ende, noch ein Wort: Einige Monate, bevor dies alles geschah hätte Jesus Brot machen können, um den eigenen Hunger zu stillen. Er tat es nicht. Jesus hat nie ein Wunder zu eigenem Nutzen getan. Aber die Kirche Jesu Christi bittet ohne Unterlaß, daß Gott ein Wunder an ihr tue: „Erwecke mich, rette mich, verzeihe mir, schütze mich vor Hunger und Krieg.“ Gott hat keine Antwort auf solches Bitten. Wenn die Kirche Jesu Christi, durch uns, das Freundschaftsheim, um das tägliche Brot bittet, nicht für uns selbst, sondern für die Hungernden Asiens und Afrikas, dann wird Gott antworten. Und es wird genug und übergenug da sein, auch für den Westen, ohne daß wir uns Rechenschaft darüber zu geben vermöchten, wie das möglich war.

*

Das Lebensgesetz, das ein jeder für sich selbst neu entdecken und sich einprägen muß, lautet: jede Gesellschaft, jeder einzelne lebt oder geht unter, je nachdem er begriffen oder nicht begriffen hat, daß der Notleidende unter uns immer den Vorrang hat.

Abbé Pierre

William R. Hughes

Das Heim, auf den Felsen gegründet

In der Gründung des Freundschaftsheims war etwas Prophetisches.

Wenn man den Blick über die Welt von heute schweifen läßt, kann man feststellen, daß durch das Wirken der UNO und von tausend verschiedenen internationalen Körperschaften und Arbeitsgemeinschaften nach und nach eine, den Erdball umfassende Civitas emporsteigt.



Die drei Häuser des Freundschaftsheims

Gleichzeitig aber sieht man, daß neue Eifersüchteleien und staatliche Sonderinteressen sich erheben, und daß dauernd ein „kalter Krieg“ der Anschauungen, Ängste und „Abschreckungen“ geführt wird.

Erfreuliche Hoffnung – und üble Gefahr! Freude, den einigenden Geist über die Erde hin am Werke zu sehen! Und Schmerz, immer noch blinde Selbstsucht in den Beziehungen der Menschheit so tätig zu bemerken!

In dieser Welt der Wirren und Widersprüche im Frieden zu leben, ist möglich für ein Menschenherz. Gesegnet sind die Friedenstifter, die sich selbst darin geübt haben, den schwierigen und sieghaften Weg der Demut und der Vergebung zu gehen.

Und es ist möglich für eine Gruppe, für eine kleine Familie, deren Glieder aus verschiedenen Völkern und verschiedenen Kulturen stammen, inmitten des kalten Krieges in warmer Friedlichkeit zu leben. Das Freundschaftsheim beherbergt immer eine solche Gruppe.

Wir alle sind es einander schuldig, uns gegenseitig zu helfen, daß wir den geheimen inneren Pfad zu einem unüberwindlichen Frieden des Herzens finden und gemeinsam nach der Wahrheit im Denken und Leben suchen.

In einer Entscheidungsstunde der Geschichte wurde das Freundschaftsheim gegründet — im Gehorsam — als ein Mittelpunkt für Unterricht und Übung in der Kunst und Wissenschaft des Friedentiftens, die die Kunst des Lebens ist. Vielen Hunderten in vielen Ländern hat es bereits Hilfe und Freude vermittelt, und es muß ständig an neue Aufgaben herangehen und neue Versuche wagen.

Für jeden ehrenhaften Menschen ist es eine unumgängliche Pflicht, daß er mit Hand anlegt, um diese zitternde Welt von ihrer selbstgemachten Angst zu befreien. Dazu sind Organisationen und Anstrengungen großen Ausmaßes notwendig. Aber der Geist und die Tatkraft, die nötig sind, um die größeren Bewegungen menschlich und schöpferisch zu erhalten, kann immer nur von Einzelmenschen kommen, die klar sehen und von innerer Hingabe getrieben werden, — und von kleinen Gruppen, die sie bilden. Als Hilfe dazu, solche Menschen positiven Wertes zu werden, brauchen wir vertraute Heime zum Kennenlernen, Studieren und Entdecken, wie das Freundschaftsheim es zu sein sucht.

Das Heim ist im Vertrauen auf jenen tätigen heiligen Geist gegründet, der dem Kriege ein Ende macht, zuerst in einzelnen Herzen und schließlich über die ganze Erde hin. Ein Haus des Friedens ist auf diesen Felsen gegründet. Und die, die es bauen, arbeiten nicht vergeblich, solange sie der Führung dieses Geistes die Treue halten. Laßt uns gehen und Bausteine herzubringen!

*

Die Welt ist erfüllt von Haß, Neid, Mißtrauen zwischen den einzelnen, zwischen den Klassen, zwischen den Staaten. Das ist die unglücklichste Folge des Krieges. Und ich sehe keine andere Rettung für die Menschheit, als die Wiedergeburt der Nächstenliebe. Das hört sich kindlich an, beinahe sentimental vielleicht. Mir scheint, ich sehe die Politiker ihre Achseln zucken: Was wir brauchen, ist Realpolitik! Ja, Realpolitik! Ich bin auch Realpolitiker — mit meinem ganzen Sinn und Wesen. Ich interessiere mich lebendig und ausschließlich für die Wirklichkeit. Aber keine Realpolitik in einer zivilisierten Gesellschaft ist denkbar ohne auf dem Grund der Nächstenliebe, der Gegenseitigkeit, der Hilfsbereitschaft, des Vertrauens. Das ist der Fels, auf dem alles menschliche Zusammenleben bauen muß, das materielle wie das geistige, Handel und Industrie ebensowohl wie Kunst und Wissenschaft . . . Ja, Nächstenliebe ist Realpolitik — die einzig mögliche. Es steht mit dem Einzelmenschen und der Nächstenliebe im Gemeinschaftsleben wie mit der Zelle im Organismus. Gewiß lebt die Zelle ihr eigenes Leben, aber vor allem, um den anderen Zellen und dem ganzen Organismus zu dienen. Wenn die einzelnen Zellen diese Pflicht versäumen und ein unabhängiges Räuberleben beginnen, da erwächst der Krebs, der unabwendbar zum Untergang des ganzen Organismus wie der Zelle selbst führt. So steht es auch mit dem einzelnen in jedem Volke und mit den Völkern in der großen Menschengemeinschaft. Darum heißt es auch in dem alten Gebot nüchtern und ohne Übertreibung: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.

Fridtjof Nansen

Das Freundschaftsheim in Bückeberg

ist eine Ausbildungsstätte für Friedensarbeit, getragen von einem Kreis von Freunden in allen Erdteilen, unabhängig von Regierungen, Parteien und Kirchen. Es will helfen, daß Menschen verschiedener Völker, Rassen, Klassen und Weltanschauungen einander nicht fremd bleiben, nicht der Verhetzung gegeneinander verfallen und sich nicht wechselseitig fürchten, hassen, verstümmeln und töten, sondern einander kennen lernen und an gemeinsamen Aufgaben zusammenarbeiten.

Kosten, Freistellen und andere Auskünfte

Die Tagesgebühr für Unterkunft, Verpflegung und Unterricht beträgt für Freiwillige 2,- DM, für Teilnehmer an Tagungen, Freizeiten und Lehrgängen 6,- bis 8,- DM oder mehr, je nach Jahreszeit (Heizung), Ein- oder Mehrbettzimmer usw. Dieser Satz kann in Sonderfällen, vor allem für Freiwillige und Gäste aus valutaschwachen Gebieten, ermäßigt oder erlassen werden. Für Menschen, denen die Arbeit für den Frieden ernstes Anliegen ist, bemüht sich das Freundschaftsheim gern um Stipendien. Es ist notwendig, sich frühzeitig um Freistellen oder Beihilfen zu bewerben.

Das Heim erwartet, daß die Teilnehmer an Tagungen, Freizeiten und Lehrgängen ihre Räume selbst in Ordnung halten und außerdem täglich bis zu 1½ Stunden in Küche und Heim helfen.

Dankbar ist das Heim für die Gewährung von Stipendien und Spenden. Da das Freundschaftsheim als gemeinnützig anerkannt ist, sind Spenden im Rahmen der gesetzlichen Vorschriften steuerbegünstigt.

Zahlungen werden erbeten auf Postscheckkonto Hannover 151510, Freundschaftsheim, Bückeberg, oder auf Girokonto Sparkasse Bückeberg 3929, Freundschaftsheim.

Das Freundschaftsheim liegt 2,5 Kilometer vom Bahnhof Bückeberg an der Mindener Straße und ist Haltestelle der Bahnbuslinie Hannover-Bückeberg-Minden.

Zuschriften sind zu richten an:

Freundschaftsheim, (20a) Bückeberg, Postfach

Telefon Bückeberg 8 86

Von Wilhelm Mensching erschienen:

Jesus im politischen Zeitgeschehen

Im Selbstverlag. 110 Seiten, broschiert 3,— DM, Halbleinen 4,50 DM

Aus dem Vorwort:

Dies Buch erwuchs aus Fragen der Gegenwart . . . „Wie soll ich mich zum Staat stellen? . . . Wie soll ich mich gegenüber eigener oder fremder schlechter Regierung verhalten, die unser Volk und andere Völker ins Unheil zu stürzen droht? Bin ich ihr Gehorsam schuldig? Wie weit? Und wie kann ich sie so bekämpfen, daß an die Stelle des Schlechten wirklich etwas Gutes tritt? . . . Wie stellte Jesus sich zu den politischen Aufgaben seiner Zeit?“ . . . Die brennenden Fragen von heute trieben mich, Jahrzehnte hindurch immer eingehender Jesu Haltung in seiner politischen Umwelt zu erforschen. Das Ergebnis solchen Forschens ist dies Buch . . . Möge es ein Anstoß sein, daß wir uns mehr Klarheit zu erarbeiten suchen über die Frage, die viele von uns ernst bedrängt: „Wie gestaltet sich politisches Handeln, wenn es von Gott, d. h. vom Geiste Jesu bestimmt wird?“

Was bedeutet uns Paulus?

Verlag Leonhard Friedrich, Bad Pyrmont
32 Seiten. Geheftet 1,— DM

Das Heft schildert das Leben von Paulus in seiner geistigen
und politischen Umwelt

Erbgutheftchen

Verlag Leonhard Friedrich, Bad Pyrmont
Je 8 Seiten, 10 Pf

Es werden nicht unter 5 Stück, nach Wunsch gemischt abgegeben.
Jedes Heft stellt durch knappe Lebensbeschreibung und Auswahl aus den
Schriften einen Menschen dar, der durch Kräfte wie Mut, Menschlichkeit,
Gottvertrauen und Humor das Leben meisterte und wertvolles Erbgut
für uns bedeutet.

Bis jetzt erschienen:

Paula Becker-Modersohn, Ludwig van Beethoven, William Blake, Christoph Blumhardt, Wilhelm Busch, Matthias Claudius, Elizabeth Fry, Paul Gerhardt, Johann Wolfgang v. Goethe, Jeremias Gotthelf, Johann Peter Hebel, Immanuel Kant, Peter Kropotkin, Wilh. von Kügelgen, Kung tse, Laot se, David Livingstone, Martin Luther, Conr. Ferd. Meyer, Fridtjoff Nansen, Hermann Oeser, Alfons Paquet, Saul Paulus, William Penn, Heinrich Pestalozzi, Wilhelm Raabe, Walther Rathenau, Fritz Reuter, Ludwig Richter, Peter Rosegger, Friedrich Schiller, Albert Schweitzer, Lucius Annaeus Seneca, Sokrates, K. Reichsfr. v. u. z. Stein, Adalbert Stifter, Gerhard Tersteegen, Hans Thoma, John Woolman, Mathilde Wrede.

Zu beziehen vom Verfasser: (20) Bückeburg, Postfach (Freundschaftsheim)
Postscheckkonto Hannover 18062

Aus Erbgutheften

... Staaten sind wie Uhrwerke. Sie werden von Menschen gemacht. Und wie die Staaten von Menschen geschaffen und in Gang gesetzt werden, so werden sie auch von ihnen zerstört. Darum hängt der Staat mehr von den Menschen ab als die Menschen vom Staat. Wenn die Menschen gut sind, kann das Staatswesen nicht schlecht sein; und sollte es doch schlecht sein, so wird es durch die Menschen wieder in Ordnung gebracht. Wenn aber die Menschen schlecht sind, dann kann die Regierungsform noch so gut sein — man wird immer darauf aus sein, sie entsprechend zu verdrehen und zu verderben ... Freiheit ohne Gehorsam ist Chaos, und Gehorsam ohne Freiheit ist Sklaverei.

William Penn

*

Uns verbindet miteinander dieselbe Liebe zum Licht, dasselbe Bangen um die Herrschaft des Lichtes über die Finsternis. Dieselbe Sorge, ob das flackernde Fünklein den Windstößen und Dämmerungen unserer Zeit standhalten werde. Dieselbe frohe Gewißheit, daß das Licht durch viele Finsternisse hindurchgeschimmert ist bis zu uns. Dieselbe Dankbarkeit einem Unerforschlichen gegenüber, das die Wege jedes einzelnen Menschen lenkt, die gleiche Dankbarkeit für das Leben und seine Gaben, von denen wir kaum den Rand berührten.

Alfons Paquet

*

[An Studenten:] Wenn die Welt aus den Fugen geht, so ist es an Ihnen, sie wieder einzurenken. Wo sind die Dinge, die des Kampfes wert sind, die Erfolge, für die man leben und sterben will? ... Das erste große Erfordernis ist, sich selbst zu finden. Dazu braucht man Einsamkeit und Betrachtung, wenigstens zeitweise ... Lassen Sie sich Ihren Flug nicht durch alle Kleinigkeiten beschweren, die man für Notwendigkeiten des Lebens hält. Denken Sie daran, daß Sie sich die Flügel stützen, wenn Sie ihren Troß verlängern. Viele schwanken, weil sie sich alle Wege offen halten möchten. Stets zurückblickend, gelangen sie schließlich nirgends hin. Der Reisende echten Schlages erwägt zwar sorgsam, wählt aber dann eine Straße und hält unbeugsam an ihr fest. Er gelangt an ein Ziel. Ich bin stets der Meinung gewesen, daß die vielgelobte Rückzugslinie allen, die ein Ziel zu erreichen wünschen, eine Falle bedeutet ... Wirkliche Größe ist nie anders als durch Geduld und Fleiß emporgewachsen ... O Jugend, Jugend, welch herrliches Wort! Uns allen ward ein Land des Jenseits gegeben, das wir suchen. Was braucht es mehr? An uns ist es, den Pfad dorthin zu finden. Ein langer Weg, ein mühseliger Weg mag es sein; aber die Stimme ruft, und wir müssen ihr folgen. Tief wurzelt in uns allen die Abenteuerlust, der Ruf der Wildnis, alle unsere Taten durchbebend, das Leben tiefer, höher und edler gestaltend.

Fridtjof Nansen

Druck: J. C. C. Bruns, Minden (Westf)